



1926

## Amerika, du hast es besser!

Ann Tizia Leitich

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Amerika, du hast es besser!" (1926). *Essays*. 165.  
[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/165](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/165)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

# Amerika, du hast es besser! (Essay Collection, 1926)

A collection of essays by Ann Tizia Leitich

Tagblatt - Bibliothek Nr. 272/275

Vierfache Nummer

Steyrermühl Verlag

Wien, 1926

Nachdruck verboten

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Copyright 1926 by „Steyrermühl“, Wien I

# Ereignisse des Tages

## *Finsternis.*

Finster war es. Und doch, und eben deshalb, „a brilliant show,“ ein glänzendes, ein Galaspektakel. Die riesige Bühne reingefegt und für die Vorstellung strahlend bestellt. Die Lichteffekte von geheimnisvollen, mächtigen Technikern aus unsichtbaren Äonenfernen herüber meisterhaft dirigiert. Die Zuschauer, in Massen herbeiströmend, das Parterre füllend, die Ränge, die Galerien, voll Erwartung, voll Spannung, voll Entzücken ob der seltenen Schönheit des zu sehenden Phänomens.

Hoch oben vor ihnen, mitten in der herrlichen Weite der Bühne, vom allmächtigen Intendanten geleitet, die zwei Akteure, die zwei Liebenden – in blauer Unendlichkeit selig in Umarmung schwebend. Blaß beiseite drei der prächtigsten Weltenfürsten, heute bescheidene Trabanten: Jupiter, Venus, Merkur.

Die wimmelnden Myrmidonenzuschauer auf dem kleinen Erdenklümpchen hatten in ihren quasselnden und manchmal den Nagel richtig auf den Kopf treffenden Gehirnen genau die Stunde sich errechnet, da der stumme silberne Ritter mit dunkeln Armen die strahlendste Schöne des Himmels ergreift, da er langsam scheinbar, aber in Wirklichkeit mit rasender Geschwindigkeit über den Leib der Herrlichen sinkt, immer mehr sie umhüllend, immer tiefer sie in seine Umarmung drängend, bis zu den wenigen kostbaren Momenten, da seine Dunkelgestalt ihr warmes Licht ganz verlöscht, um, ganz über sie hingebretet, sie für die Dauer einiger Herzensschläge ganz zu haben. Weit unter den beiden Göttlichen lag da plötzlich die Erde gespensterhaft bleich. Nicht die samtene Finsternis der Nacht war das, nicht die opalene Durchschimmertheit der Dämmerungen, durch die das Licht, schon werdend, sickert, oder noch weit in Träumen der Erinnerung; nicht die in Leidenschaft bebende Dunkelheit vor dem Sturm: Das Lachen des Sonnenmorgens war erstarrt zu grauem Entsetzen. Todesbleich die Angesichter der Menschen, todesbleich die Glanzblütenweiße der Schneedecke eines klirrkalten Wintertages; stumm, wie archaische Versteinerungen, vom Stab eines unseligen Zauberers zu namenlosem Weh verdammt, stand das Heer von Newyorks sonst so lebensfrohen Wolkenkratzern.

Nirgends vielleicht, außer von der Warte eines Berges oder der triumphierenden, fast unbegreiflichen Freiheit des Luftschiffes, bot sich das Bild der totalen Sonnenfinsternis am 24. Jänner 1925 besser dar als vom Dach eines der Riesen von Newyork-Manhattan. In grünlichbleichem Geisterschein, in dem man Druck nicht mehr lesen konnte, reckte sich um uns, unter uns, rätselhaftes Gemäuer; Steinkolosse, die einst, noch vor kaum einer Viertelstunde, stolze, tatenberedte Türme gewesen, uns allen vertraut, schienen nun namenlos fremd, in Verzweiflung verstummt – Nioben, die der Tränen erlösende Mitteilsamkeit verlernt haben. Drunten in den Straßenschluchten ballte sich Dunkelheit schiefergrau, aus der plötzlich entzündete Lichter wie Fragezeichen glühten. Und oben, drüben, zu weit für die Qual der Erde, der Westhimmel in dunkel-ernstem, madonnenblauem Mantel, den Horizont streifend mit regenbogenfarbenen Rüschen. – In unsäglicher Melancholie hielt die Erde den Atem an vor Angst über das Verlöschen der einzigen Spenderin.

Nur das quecksilberne Geschlecht der Menschen dachte nicht an Angst. Wohlberaten von der Wissenschaft ihrer Gelehrten bewiesen sie, daß das zwanzigste Jahrhundert denn doch dem zweiten um einiges voraus ist und riefen nicht bebend Gott und Götter an, den Untergang der Welt abzuwenden. Freilich mögen die Marsbewohner, wenn sie unseren Erdenfleck zu dieser Stunde mit jenen scharfen Gläsern bedeckten, die wir ihrer älteren Intelligenz zutrauen, geschlossen haben, daß wir uns nicht wesentlich verschieden von den

Aschantis benehmen, die mit Tschinellen, Pauken, Lärm und wütender Bewegung aller Art das Drachentier vertreiben wollen, das die Sonne auffrißt: Sie würden gesehen haben, wie die sonst ziemlich aufgeklärte und methodische menschliche Spezies, die in und um die sonderbare Stadt mit den tiefen Staßenkanälen und den vielen massiven Türmen wohnt, am 24. Januar zwischen 8 und 9 Uhr morgens mit einemmal den Kopf verloren zu haben schien und ihre gewöhnliche, wie Amen im Gebet täglich wiederkehrende Massenmorgenwanderung in die City plötzlich umwarf und nach Norden, in die höher gelegenen Teile der Stadt strömte. Im südlichen Newyork, in der City, war nämlich die Sonnenfinsternis nicht total und die meisten Geschäfts- und Bankhäuser hatten mit einer Liberalität, welche die amerikanische Metropole in dieser Hinsicht auszeichnet, den Geschäftsbeginn auf halb 11 Uhr verlegt. Die Züge, auf denen sonst die Industrie- und Finanzklaven eng gepackt wie Heringe stehen, tänzelten leer der Stadt zu in einem Licht, das gegen halb 9 Uhr einen merkwürdigen silbrigen Schein annahm, der langsam in Grau hinein verblaßte. Der Himmel war wolkenlos und das erhöhte die Stimmung des Publikums und machte die Astronomen jublieren, die sich Überraschungen von den Ergebnissen ihrer in die drei bis vier Sekunden der Totalität gepreßten Beobachtungen erwarteten. Seit 450 Jahren war dies hier die erste totale Sonnenfinsternis und in 99 Jahren erwartet Newyork die nächste. Also ein Schauspiel, das man nicht 500mal wiederholt haben kann wie einen Operettenschlager. So war denn auch jeder ausgerückt und ausgerüstet, um es gebührend zu sehen. Schwunghafter Handel wurde mit geschwärzten Gläsern getrieben, die, echt amerikanisch, mit dem kaufreizenden Sprüchlein angetragen wurden: „Save your eyes for 10 cents“ (rette deine Augen für 10 Cents) und Camelots, denen Galilei so gut ist wie der Greisler über der Straße, verkauften Büchlein: „Everything about the eclipse.“ Was drüben in Europa, wo man die Dinge in der Schule und weniger im Leben lernt, von armen Lehrerinnen den Kindern weiszumachen versucht wird.

Da dies das Land nicht nur der größten Wißbegierde und Sensationslust, sondern auch der größten Zivilisation – nicht zu verwechseln mit Kultur – ist, so rückte man dem Phänomen mit einem wahrhaft überwältigenden Aufgebot an Teleskopen und Binokels, Kameras, Kodaks jeder Kategorie und Größe und den offiziellen und unoffiziellen, mit Gelehrten und bestem Beobachtungsmaterial wie streitbare Galeeren ausgerüsteten Luftschiffen an den Sternenleib, daß die oben erwähnten lieben Nachbarn auf dem Mars füglich glauben mußten, wir hätten die alten Praktiken des Geistervertreibens wieder aufgegriffen und den riesigen „Los Angeles“, made in Germany (einst Z R III), als pickelbehaubten Stürmer gegen den sonnenfressenden Mond geschickt. Indes war alles nichts als des Friedens bestes Bemühen: Weiter zu schreiten in der Entzifferung der Hieroglyphen der Natur und die Schönheit eines einzigartigen Schauspiels zu genießen.

Die prachtvollste Begleiterscheinung der Totalität ist die flammenzungengesäumte Korona, das ist der in einem ganz besonderen weißen Licht erstrahlende Schein, der den nachtschwarzen Leib des Mondes, der auf der Sonne liegt, wie ein kostbarer, blendender Spitzenschleier umfließt. Die geheimnisvollste, weil ungeklärt bis heute, die hie und da auf der Erde hintanzenden Lichtbänder; die geisterhafteste ist der dunkle, große, windschnell dahineilende Schatten des Mondes, der diesmal wunderschön auf den Schneefeldern beobachtet werden konnte, über die er lief, fußlos, leiblos, motorlos.

Aber all dies Erleben war in ein paar Momente gepreßt. Dann fiel aus dem schwarzen Mantel des Mondes eine Gemme, die schnell tiefer glühend und strahlend wurde, ein Kohinoor, an dem die Erde sich zurück ins Leben lächelte. Die Menschen senkten die geschwärzten Gläser und bemerkten nicht nur, daß der Arm müde und die Augen schmerzten, aber auch, daß die Füße ganz gewaltig froren, denn der Januar hatte seine 10 bis 12 Grad Minus (es hatte etwa 7 Grad Plus Fahrenheit) voll bemessen bekommen. Also stampfte man ein paarmal kräftig auf den Boden, hieb mit den Armen durch die Luft und stapfte schließlich zum Haus oder Bureau zurück. Das Leben war wieder normal, es war nichts geschehen, wie die Gelehrten es voraus gewußt.

## Z R 3.

Wie vom Himmel gefallen sind diese Oktobertage in Newyork – unwahrscheinlich die Bläue, segantinigolden die Sonne, wolkenloser Himmel, silberner Altweibersommer über chromfarbenen Bäumen. Und dieser Morgen, dieser einzige Morgen — —

In der unteren Stadt, in Downtown, steigen aus dem herrlichen Hafen die Wände von Manhattans brüstenden Giganten, weiß, turmbewehrt, flaggengeschmückt, hunderttausendäugig hinauf in die Bläue, mit einer Tollkühnheit sondergleichen und zugleich mit einer Ruhe, einer Selbstsicherheit, einer Selbstgenügsamkeit, wie sie sonst nur die vieltausendjährige Weisheit der Berge besitzt. Newyorks berühmte Skyline, Newyorks Himmelslinie – Zacken, Grate, Dome, Schluchten – sie hat zwar viele Ausrufer, aber noch keinen Sänger gefunden. Wie sie aus dem Meer heraus gerade sich selbst emporträgt, ein Kyrie eleison! Und wie heute, an diesem unvergeßlichen Morgen, noch die Nebel in Streifen, noch nicht ganz frei von den Geheimnissen der Nacht, darum weilen, wie um die Schultern superber Schönheiten zarte Spitzengewebe, zerspielt von der Hand des Geliebten. Und dann plötzlich ein Schreien, ein Stampfen, ein Wimpelwinken, ein Böllerschießen, ein Menschenwimmeln auf Straßen und Dächern, ein so namenloses Lebendigsein, und die Spannung und der Glanz auf den zur Höhe gewandten Gesichtern, und durch die Luft daher der schlanke, der mächtige Sieger! Niedrig fliegt er, niedriger als mancher der Riesen, jetzt verschwindend in einem Nebelschwaden, mystisch halb, dann ganz daraus, wießleuchtend in das Gold des Tages tauchend; rund um die Türme hin und her, stolz die Kraft seiner Eleganz paradiierend. Zu Wirklichkeit geworden des Menschengesteistes kühnster, ältester Traum – Ikarus – Leonardo – aber diesmal „Set Ar Sri“ oder auf deutsch: Z R 3.

Es ist natürlich vor allem das Fieber des Sports, des Rekordmachens, das die Masse ergriffen, von dem die Amerikaner mehr besessen sind als irgend ein anderes Volk. Zu derselben Zeit beendet der amerikanische „Shenandoah“, dem Zeppelin ähnlich in Gestalt, den Flug über den weiten amerikanischen Kontinent; der ganze ungeheure Stolz, den der Amerikaner in alle nationalen Dinge setzt, begleitet den Flug dieses Luftschiffes von Ort zu Ort. Aber diesmal ist es der Fremde, dem man entgegenjubelt, der das noch Größere siegend zu Ende geführt.

In dreieinhalb Tagen über den Ozean! Den vielen emporgewandten Gesichtern, den Schreien der Spannung, der Freude, der Neugierde, kam das erste Wort der Flieger entgegen aus dem Fenster der Gondel am Flugplatz von Lakehurst: „Perfect!“ Und der Amerikaner gab Bewunderung, denen Bewunderung gebührt, freigebig und großzügig, denn Knäuserigkeit und Neid ist nicht in seinem Charakter. Wenn er auch nicht immer über die Grenzen seines ungeheuren Landes zu sehen vermag oder nicht sehen will, sein Gefühl bleibt nicht im Kleinen stecken. Der andere spielt den Trumpf aus. Der Verhaßte, der Gemiedene, der Barbar, der Zerschundene, der alle die Bitterkeiten des Vae victis durchkostet, er kommt als Sieger durch die Wolken, als Sieger im friedlichen, im erhebenden Kampf der Geister; nicht um aufzubegehren mit seinem Siege; aber um ihn der Menschheit zu schenken, damit sie reicher werde. Friede, Kultur, Versöhnung, Zusammenarbeiten, Zusammensichfreuen; ein Licht fällt über die dunklen, schweigenden und schwindelhohen Brücken, die von Volk zu Volk, von Bruder zu Bruder führen, und als Bote vom Drüben ins Herüber das Geisteswerk des Deutschen Zeppelin und seiner Diszipeln. Dem Frieden soll es dienen, nur dem Frieden ..., und man vergaß in Newyork, in Amerika. Noch nie war es so klar, so unumwunden frei heraus war noch nie seit dem Kriege in Amerika vergessen worden.

Vergessen, was? Nun, was anderes als Krieg? Die Lüge, das Hassen, das Töten, der Neid und wieder die Lüge und die vielen Fehler und die vielen Herz- und Taktlosigkeiten; das Wort „Barbar“, das jetzt manchmal noch so voll der knirschenden Verachtung geworfen und das so tief getroffen – alles vergessen: Machen wir endlich reinen Tisch und fangen wir von vorn an! Auch dies ein Sieg des Z R 3 und kein geringer.

Und die Flieger selbst, die gekommen waren, um ihr stolzes, wunderbares Werk in die Hände dessen zu liefern, der mit dabei gewesen, ihnen den kläglichen Frieden zu diktieren? Sagte da einer von ihnen zu mir, ein einfacher, gescheiter Mensch, jahrelang erprobt im Dienst der deutschen Marine, als ich ihn fragte, ob es ihm denn nicht leid täte, das Schiff jetzt hier zu lassen: „Leid? Nun freilich, aber die Hauptsache ist doch, daß wir es vollbringen konnten. Die Hauptsache ist doch die Ehre, die wir Deutschland gebracht haben,“ und er spricht von der Ehre Deutschlands, Gott sei Dank, ohne Schwerterklirren, ohne Stiefelschnarren, ganz ruhig und simpel. Daß er dabei bei einem Glas vormittägigen, mit Begeisterung gespendeten Champagners saß, der natürlich elend schlecht war, wie jeder Champagner, der unöffentlich in einem Newyorker öffentlichen Lokal in Teeschalen maskiert getrunken wird, tat seinen Worten keinen Abbruch.

Aber wehe, als die Pygmäen der Helden habhaft wurden! Da öffneten sich die Schleusen einer bombastischen Rhetorik, die sich an dem Klang endlos aufgewärmter Worte berauscht und den Inhalt sein Dasein fristen läßt, so gut es geht. — —

Wir wissen ja wohl: sie meinen es nicht so klirrend, wie es hervorrollt; aber die anderen, die wissen das nicht. Haben wir das nicht zur Genüge erfahren?

Da aber trat einer unter sie und er rettete uns.

Da war Dr. Hugo Eckener am Podium, der Kommandant des Z R 3. Er wußte, er sollte sprechen. Es fiel ihm schwer; dieser Mann der beispiellosen kühnen Tat mit den großen, klar-ruhigen Augen, der die Luft und den Sturm bezwungen wie noch vor ihm keiner, er war nervös vor der Absurdität einer Menschenansammlung. Aber dann sprach er und seine Worte waren begleitet von einer Geste, mit der man wohl ein Geschenk zurückweist, dessen man sich nicht würdig findet: „Man feiert und sagt, wir hätten etwas Großes getan. Wir sind uns nicht bewußt, etwas Außerordentliches geleistet zu haben. Wir sind nur glücklich, daß wir die hohe Gesinnung unseres Volkes zeigen konnten durch ein Werk der Kultur und Aufopferung und daß wir die Gefühle der Wertschätzung der übrigen Welt entfesseln durften.“

Wir werden in ein paar Jahren als Passagiere über den Ozean fliegen. So wunderbar der Gedanke, in dieser Minute und in anderen dieses Weltereignisses war einer ihm voran und um ihn auszudrücken, fällt uns nichts Besseres ein als das Dichterwort:

„Deines Geistes hab' ich einen Hauch gespürt!“

## ***Wahltag in Newyork.***

Die Zeit fliegt schneller in Newyork als anderswo und die Ereignisse folgen einander auf den Fersen. Gestern war der 4. November und Newyork war eine verzauberte Stadt. Man arbeitet nicht an diesem Tag; in Geschäften und Betrieben, die man offen hielt, war man nicht bei der Sache. Es war kein Festtag gewöhnlicher Sorte; es war ein feierlicher Ernst, eine getragene Wichtigkeit in den Mienen, als ging's durch Tempelhallen; was man tat, füllte den Augenblick nicht mit Belang, darüber hinaus aber gab ihm etwas anderes, etwas unsagbar Bedeutendes Gehalt, das unfaßbar, unsichtbar, unhörbar, aber doch irgendwie intensiv gegenwärtig war. In der geschäftigsten Stadt der Welt standen die Leute, sonntäglich angezogen, in kleinen Gruppen an Straßenecken, vor mit Plakaten reichlich kenntlich gemachten Lokalen. Die Fahrwege, diese mit rastlosem Auf- und Abfluten bis zum Irrsinn gefüllten Straßen Newyorks, schienen noch lebendiger als sonst, noch vollgeschöpfter; schienen nicht nur, sondern waren es auch, denn man war von aller Umgegend heute hereingekommen, um den Puls zu fühlen, wo er am hörbarsten klopft, um im Herzen der Dinge selbst sich zu wissen, wo die Adern zusammenströmen aus dem ganzen, großen Land, von wo sie ausströmen in die Welt. Aber die Wagen fahren nicht wie sonst mit der rücksichtslosen Verbissenheit derer, die zum Ziele eilen oder über das Ziel hinaus; nein, die ganze Heerschar von Wagen der verschiedensten Provenienz, vom stolzen, auf Samtsohlen gleitenden Aristokraten des Automobils bis hinunter zum klappernden Ford, in den die ganze Familie gepackt ist und noch ein paar Freunde, sie fahren mit einer Grandezza durch die Wolkenkratzerstraßen als wären sie insgesamt Staatsgondeln, die den Dogen den Canale Grande hinunterführen. Sonst ist der Eindruck Newyorks der monumentaler materieller Bedeutendheit; aber hinter dem Pathos des heutigen Tages steht die Größe einer Idee. Denn an diesem Tag, dem 4. November jedes Schaltjahres, an dem die Wichtigkeit seiner Mission als Bürger der großen Demokratie dem Amerikaner solche klassische Linie verleiht, erwählt er sich seinen Präsidenten, seine Senatoren, seine Statthalter: Die Peripetie in einem Drama, das monatelang schon die Nation in Atem gehalten. Politik ist hier nicht, was es drüben ist, die Beschäftigung eines kleinen Kreises, außerhalb dessen man sich nur dafür interessiert, soweit es Lebensinteressen berührt. Die sogenannte Gesellschaft hält sich zwar von aktiver Politik schon lange vollständig fern und reguliert hinter den Kulissen durch gelegentliches Öffnen ihrer Kassen das Zünglein an der Wage der Parteien und Kandidaten. Eine Wahlkampagne verschlingt Millionen. Wer zahlt das alles? Wer zahlt den ungeheuren Apparat, der seit Monaten in Bewegung gesetzt gewesen, um Mr. Smith und Mr. Jones von der Rechtmäßigkeit gerade einer bestimmten Partei zu überzeugen? In dem hektischen Sicheinanderüberbieten an Trümpfen, an Enthüllungen, an Blitzeschleudern, an Versprechungen durchrasten die Kandidaten aller Kategorien die Ungeheure des Landes in Extrazügen. Von der Plattform der Züge herab lieferten sie ihre Reden, fünf, sechs, zehn in einem Tag. Es kam ihnen nicht auf die Zahl an; die Amerikaner reden anders als die Deutschen, und sie reden gut. Mr. Smith und Mr. Jones hörten sich an, was sie zu sagen hatten; wie wichtig kamen sie sich auf einmal vor! Und dann gingen sie hin und wählten. Wählten, wie? Nach ihrer besseren Einsicht? Nach Überlegung? Oder nach der Schwere, der Beredsamkeit, der Eindringlichkeit, mit der die leichtfaßlichen Schlagwörter ihnen ins Gemüt getrieben wurden? Wußten sie denn, daß sie in ihrem Präsidenten nicht nur den obersten Beamten ihres Landes erwählten, sondern einen Mann für eine Stellung, der an weltbewegendem Einfluß heute keine gleichkommt? Wählten sie oder wurden sie gewählt?

Um 10 Uhr abends am 4. November – am Timesplatz, wo das Turmgebäude der Newyork Times ragt, wo die bestdisziplinierteste Masse der Welt Kopf an Kopf in reinliche Haufen zerteilt steht, zwischen denen die Wagen defilieren, vor einer ungeheuren Leinwand, auf die die numerischen jeweiligen Bericht aus den verschiedenen Staaten der Union projiziert werden, kaum daß sie oben am Radioempfänger der Times eingelaufen: „Davis 518.234 – Coolidge 638.253 – La Folette 2000“, und schon das nächste Bulletin.

Wetten, Spannung. Es ist wie am Rennplatz. Die Getragenheit des Tages hat in fiebrische Unruhe umgeschlagen. Junge Leute machen Lärm aus Karfreitagsratschen ähnlichen Instrumenten. Seit Monaten hatte man doch an diesen Moment gedacht! Denn es ist Sport, Spiel: gamble. Thrill. Und was nun siegt: Glück, höhere Einsätze, besseres Manövrieren, sei's was immer: Das Spiel hält im Bann. Knirpse mit dem Schulranzen am Rücken debattieren über Coolidge, Davis, La Folette mit einem sachgemäßen Ernst, den unsere Schuljungen für den Fünfer des Witlocil aufbringen. Die Theaterbesitzer atmen auf, da es vorüber, denn die Kampagnelokale gaben Komödie ohne Eintrittsgebühr, die leerten ihre Sesselreihen. In einem Appell vereinigten sich die drei Parteien: „Wählt wie immer ihr glaubt, aber wählet!“

Und nun, um 10 Uhr abends am Timesplatz, glüht plötzlich hoch oben am Timesgebäude, über der Nacht der obersten Stockwerke, scheinbar schon im Himmel, ein Licht auf: groß, rubinrot – das Zeichen, daß Coolidge führt, daß Coolidge wahrscheinlich Präsident werden wird.

Das Volk von Amerika hat gezeigt, daß es ihm doch gut geht, daß es ihm recht gut geht: denn es hat konservativ und für den Kapitalismus gewählt. Freilich kam den Republikanern zugute, daß der Farmer ein Rekordjahr hatte und also zufrieden war mit dem gegenwärtigen Regime und daß weiter die Angst vor dem Bolschewismus, Radikalismus dem Amerikaner so ins Blut gegangen ist, daß der Gedanke an jedwede Neuerung oder Niederreißen ihn schon die Hände abwehrend aufheben läßt, ebenso wie die Angst vor „European entanglements: (Europäischen Verwicklungen), vor denen er zurückweicht, wie das Kind vor dem Feuer. Wenn man sein Ohr an die Meinungen legt, muß man glauben, daß nicht die Begeisterung für Coolidge und seine Partei die überwältigende Majorität gezeitigt hat, aber die Abwehr der „Plattformen“, auf denen die beiden anderen gestanden.



## ***Konquistadoren.***

Der große Ölskandal hält nun das Land in Atem. Scharfer Feder, weiten Blickes, kühnen Pinsels bedürfte es, um dieses Drama in einem gewaltigen Orbis pictus vor Augen zu führen. Entstanden aus dem mehr oder weniger leidenschaftlichen Gehechel zwischen den Parteien, an der Tagesordnung im Jahre der Präsidentenwahl, hat es sein ursprüngliches Ziel weit überflogen und ist wie eine Lawine angeschwollen, die unter sich begräbt, was da kreucht und fleucht: Existenzen, Karièren, Reputationen, Ideale, Präntentionen; dem Bürger aber – sofern er nicht gedankenlos in den Tag hineinlebt, eingelullt von den bequemen Oberflächlichkeiten seiner kompetent geölten Zivilisation – ist ein übler Geschmack auf der Zunge zurückgeblieben, den das Bewußtsein zu geben pflegt, daß er unter allen Umständen der Angeführte ist. Über das Trümmerfeld der öffentlichen Meinung schreitet wie ein fünfter apokalyptischer Reiter, Zügel verhängt und nachtdunkle Schatten werfend, die alles in sich hineinzwingen, in sich hineinbeugen: die riesengroße Macht Amerkas, die Macht, die Geld gibt. Während man in Washington vor Angst auf den Fußspitzen geht und keine Bewegung zu machen sich getraut, weil es am Ende als Korruption ausgelegt werden könnte, während es in den Regierungsdepartements kracht und splittert wie im Sturm, während die Ölstaaten – Texas, Wyoming, Oklahoma, -- das schlechteste Jahr ihrer blutjungen Geschichte verzeichnen, schiffte sich die „Macht“ Sinclair geruhsam für eine Kreuzfahrt auf seiner Lustjacht ein. – –

Vor vierhundert Jahren war es das Gold Mittelamerikas, gleißendes, hartes Gold, das Menschen zu Hyänen machte, Cortez, Pizzaro und ihre Gefährten und Nachahmer: Konquistadoren. Heute ist es eine häßliche, dunkle Flüssigkeit: Öl, Erdöl, das flüssige Gold des zwanzigsten Jahrhunderts. Öl, das imstande zu sein scheint, bei den politischen Parteien (Republikaner und Demokraten) zu diktieren, hohe Beamte zu kaufen, Gesetze seinem Ermessen sich zu beugen und der Kritik den Mund zu stopfen. Die ganze Welt beherrscht von Öl, weil Öl Reichtum ist, und Reichtum Macht ist.

Inmitten der Öde der Petroleumfelder im Staate Wyoming steht der nun berühmt gewordene „teapot dome“ (Teekannefelsen), 75 Fuß hoch. Der, durch dessen Hände das flüssige Gold rann, kannte dieses Wahrzeichen; ansonst, wer kümmerte sich darum? Da fiel es einem demokratischen Senator ein, ein bißchen Schmutz aufzurühren vor dem Fenstern der republikanischen Partei, um in Anbetracht der Präsidentenwahl im Herbst der herrschenden Partei (Republikaner) einen Hieb zu versetzen und Glorie zu sammeln auf dem Haupt der Demokraten. Gelegenheit bot die Untersuchung der Erdölverpachtungen für den United States Marinedienst. Man kam auf die Spur einiger von geheimen und von schweren Bestechungen begleiteten Abkommen zwischen Mitgliedern der Regierung – oder deren Strohmännern – und den Ölkonquistadoren Sinclair und Doheny. Eine unangenehme Überraschung folgte der anderen, und während der Bohrer erst nur für einen kleinen und wohlberechneten Spritzer angesetzt gewesen, sprudelte es bald hervor in unaufhaltsamen Wellen, die schon mehr als einen mitgerissen: Albert Fall, Denby, den Marinesekretär (Sekretär entspricht unserem Minister) Daughtery, den Attorney General (Hauptstaatsanwalt). Der Korruption nun einmal auf der Spur, scharfte man tiefer und tiefer, die Zeitungen schwollen an mit seitenlangen Berichten und – nachdem das erste lohende Sprühfeuer der Empörung verraucht war und es nur in gewissen Schichten der Bevölkerung brenzelnd und beharrlich weiterglimmte – genoß die ganze Nation den großen „thrill“, die große Affäre; man wartete auf die täglichen Berichte, wie das Fabrikmädel wartet auf die Fortsetzung des Romans aus der Lebewelt im Abendblatt, so als ginge ihnen das alles eigentlich persönlich gar nichts an. Die alte Binsenwahrheit bewies sich wieder einmal, daß die Masse als solche kopf- und gedankenlos ist; wenn sie hungert, wird sie zum reißen Tier, aber erst dann, wenn der Hunger ihr ins Mark gefressen hat; gibt man ihr jedoch zu essen und den Frauen hübsche Kleider, damit sie etwas zu besprechen und zu beneiden haben,

ist sie gläubig wie ein Kind, wenn auch nicht immer gefügig. Außerdem darf man nicht vergessen, daß der Amerikaner eingeborener „hero-worshipper“ ist, ein Heldenverehrer, wobei das Wort „Held“ so wortwörtlich nicht genommen werden kann. Der Amerikaner betet „Success“ an; Erfolg, Success, der handgreiflich ist, rauschend, in die Augen springend; deswegen verehrt er seine Baseball- und Fußballchampions und seine Kinokönige und -königinnen, und deswegen seine Krösusse. Al Jennings, der auch in Öldrama eine Rolle spielt, war ein erfolgreicher Holdupman gewesen, ein Räuber, er hielt Eisenbahnzüge auf und beraubte sie. Mut, oft auch Spekulationstollheit, Witz, Schlagfertigkeit, schlaues und restloses Ausnutzen des Augenblicks imponiert, reißt hin, und ob es zum guten oder bösen Zweck, kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Das alte Pionierblut, das drauf und dran durch dick und dünn mußte, regt sich da wohl noch im unwillkürlichen Anerkennen jener Eigenschaften, die einst den Brauchbarsten überleben ließen.

Aus dem immer tiefer getriebenen Bohrloche aber steigt nicht nur triumphierend die Macht des Öls hervor, sondern auch Merkwürdigkeiten der Spezies Homo sapiens werden ans Licht befördert, die nicht allein den Politiker, vielmehr den Schürfer im Menschlichen desgleichen zu Studium und Betrachtung anziehen. Da ist das merkwürdige Freundespaar Daugherty und Jesse Smith. Der Schatten, der Amanuensis, der immer bereite, immer mehr oder weniger blinde und bis in den Tod getreue Gefährte des Attorney General, Jesse Smith, schoß sich eine Kugel vor den Kopf, als seine Hilfsbereitschaft für die Pläne seines Freundes und Herrn ihn in solch gewundenen Gängen gestrandet hatte, daß er nicht mehr aus noch ein konnte. Er wußte zu viel und er wußte zu wenig. Die Zeugenaussagen seiner geschiedenen Frau, Roxie Stinson, von deren Existenz niemand eine Ahnung gehabt, und die – obwohl seit Jahren von ihm geschieden – über all seine, respektive Daughertys Kreuz- und Querzüge durch Smith selbst unterrichtet gewesen ist, waren nicht immer heiter für Daugherty und setzten ein Denkmal der blind vertrauenden Freundschaft des Jesse Smith, dessen einfaches, eingelegtes Gehirn den verwickelten Kombinationen der Politik und Profitgier nicht gewachsen war.

Und dann der merkwürdigste der Konquistadoren selbst, Doheny. Der Mann mit den „klarsten blauen Augen und der größten Sanftmut. Ich hätte mich versucht gefühlt, von ihm den Kindern als Muster im Schulbuche zu erzählen.“ So meint sein ehemaliger Sekretär und Publicity Agent, der übrigens für seine Dienste die Kleinigkeit von 10.000 Dollar jährlich bekommen hatte. Allerdings konnte er's nicht lange aushalten, denn Mr. Doheny litt, wie der Sekretär sich nachher ausdrückte, an „Napoleonischem Größenwahnsinn“. Mit vierzig war Doheny „broke“ gewesen, er hatte nicht mehr als zehn Cent, nach einem Leben, das auf und ab gegangen war, zwischen Prozessen und Revolverkämpfen, aus denen ihn sein sprichwörtliches Glück, das wohl vor allem seine Kaltblütigkeit ist, immer heil irgendwo landen ließ. Auch Schulmeister war er eine Zeitlang gewesen, wie so viele Ratlose und auf die Suche Getriebenen. Er war, wie gesagt, schon über vierzig, da fand er den Stein der Weisen, plötzlich, zufällig, nicht wie Henry Ford, der auch bis zum selben Alter ein armer Mann gewesen war, aber sein ganzes Leben konsequent einem Studium und einem Ziele gewidmet hatte. Doheny sah einen Neger in Kalifornien einen Schubkarren mit einer dunklen, riechenden Masse fahren. „What is that?“ fragte er den Mann. „Pitch“ (Teer), grinste der. „Wo kommt das her?“ Der Neger beschrieb ihm die Stelle. Dohery verwendete fünf Cent seiner zehn Cent für eine Tramwayfahrt hinaus.

Dreißig Fuß unter der Erde rauschte dort das Erdöl. Doheny stand vor seinen Billionen und seiner Macht. Er wird heute als der drittreichste Mann Amerikas geschätzt, Ford und Rockefeller sind möglicherweise reicher als er – ganz genau läßt sich das nicht abstecken bei solchen ungeheuren Besitzungen an Land, Gebäuden, Brunnen, Fabriken, Maschinen, Eisenbahnen, Monster-Erdöltanks etc. Er ist Herr über riesengroße Felder, über Städte und Dörfer im Osten Mexikos. Er ist es, der Tampico zum zweitgrößten Ausfuhrhafen dieses Kontinents gemacht hat. Er hat das Drittel einer Billion Dollar auf Landschafts- und Straßenverbesserungen in Mexiko verwendet. Er ist heute ein alter Mann, und man bot ihm einst sechzig Millionen für seine

Interessen an. Er schlug es aus. „Was will er mit noch mehr Geld? Wo will er hin?“ fragten die Leute. Geld an sich ist ihm nichts, nur die Macht, die es gibt, die berauscht ihn. Er ist einer von jenen Millionären, die märchenhaft freigebig sein können. Er gibt, um sich zu baden, um sich genießerisch zu rekeln im Geriesel des goldenen Regens, den er um sich niedergehen läßt. Er leiht dem Präsidenten von Mexiko 25,000,000 Dollar, nicht, weil ihm dieser Mann oder seine Sache besonders sympathisch ist, aber weil er die Situation auskostet, einen Präsidenten zum Schuldner zu haben; er gibt einem Mitglied des Kabinetts 100.000 Dollar, der ihm dafür eine wertvolle Pachtung bringen soll; er gab den Iren reichlich und es machte ihm ein kompliziertes und erlesenes Vergnügen, auf diese Weise Krieg gegen ein Weltreich zu führen; im Kampfe der Parteien unterstützte er nicht nur die Republikaner, sondern auch die Demokraten; jetzt baut er eine katholische Kirche in Los Angeles, die gegen eine Million Dollar kosten wird.

Eine Zeitung bringt einen gelungenen cartoon (Karikatur): Singende Männchen stehen auf einer öden Fläche – High public officials (hohe Beamte). Sie singen, vielmehr wäre es, dem Gesichtsausdruck zufolge, angemessener zu sagen, sie plärren: „dough-re-mi-fa-sol-la-si-dough“; „dough“ ist nämlich „Teig“, metaphorisch in der Dialektsprache für Geld gebraucht. Von oben träufelt auch Teig herab aus einer harten, willensstarken Hand, Dohenys Hand. Und die armen singenden Männchen sind schon über und über mit Teig beschmiert, durch den nur mehr der plärrende Mund maskenhaft hervorschaut. Über den Teig aber spreizt sich das Dollarzeichen. Macht des Geldes. . . .

# Amerikanische Menschen

## *Kapriole.*

Die hellen Rohrfauteuils des Sommers waren gestern durch die schweren, aus tieferisefarbenem Plüsch ersetzt worden; Plüsch in der Hall, aber golddurchzogener Brokat auf dem Balkon, der in Halbstockhöhe rund um die Hall läuft wie eine Flüstergalerie. Und an Stelle des lichten, dünnen Sommerteppichs war der schwere des Winters getreten.

Ein paar Stufen von der Straße empor zur großen Schwingetür, unter die schmiegt sich hindurch der Teppich, in seiner funkelnageleneuen Dichte den plebejischen Schall der Tritte aufsaugend, auf tiefbraunem Grund kuriose kleine orientalische Figuren, läuft er stolz und präntiös steil vor zum breiten, lichtumflossenen „desk“, hinter dem verschiedene Clerks als Sklaven walten, lautlos und willig, lächelnd höflich. Nur einer steht, die Hand im Westenausschnitt, Mundwinkel scharf herabgezogen, Macht im Blick. Gnomen in scharlachroten, goldbeboteten enganliegenden Gewändern huschen hin und her. Über die Ecke von der Straße herüber schmiegt sich ein Laden in den Eingang, ein Laden voll Blumen; wirft holden Farbenrausch über die bizarre Unruhe des Teppichs und süßt die von unsichtbaren Radiatoren erwärmte Luft mit Blütendürften. Dann weitet sich der Eingang zur Halle, dunkel getäfelt, um stützende Säulen stehen Palmen, goldhelles Parkett spiegelt breit mit geschnitztem Geländer, das, prächtig und alt, wie aus Kenilworth Castle, sich die Treppe hinauf zum Balkon schwingt. Im Hintergrund, ein Brillant an der köstlichen Gedämpftheit des Lichtes in der Halle, hinter weit aufgerissenen Flügeltüren, eingeschmolzen in weißes Licht, blendendes Tischlinnen, Silber, Kristall, Blumen; schlanke, hohe Gestalten balancieren Platten voll Silber und Wedgewood über den Köpfen. Wie von Geistern gespielt, tönt sanfte Musik von irgendwo her, kein hackender Jazz, nein, Webers „Aufforderung zum Tanz“. –

Ein Hotel auf dem mit schwerstem Gold der Welt gewogenen Grund, ein Hotel in Manhattan. Im Fokus des rasendsten Getriebes, rücksichtslosester Tätigkeit ein Atemholen, ein Feenreich der Stille, edlen Maßes, geruhsamer Auserwähltheit. Wie seismische Wellen beb't durch die weiche Luft, ein Nachhall des Tosens der Zyklopenwelt vor dem Tore. Und plötzlich – plötzlich ändert sich das Bild. Die Halle füllt sich. Ein Strom von Füßen fegt über den Teppich, von Füßchen in den neuesten, zur entzückenden Wirklichkeit gewordenen Gedanken der Schuhkünstler. Erst ist es ein Summen, scheues Flüstern; doch es schwillt.

Lachen trillert empor, die abrupten Laute der Verlegenheit schleifen sich ab zu gleichmäßig plätscherndem, lauter und lauter schwellendem Geplauder. Wellen gleich, jetzt steigend, dann sinkend, durchströmt es die Hall. Und mitten drin die Gleichmäßigkeit, die Unerschütterlichkeit der dunkelgekleideten Sklaven am „desk“, die Mundwinkel des einen, ruhig Dastehenden, tief gerissen wie in Hohn, den er ist es, auf den die anderen schweigend weisen, der allein Auskunft gibt, immer dasselbe:

„Der Meister ist abgereist. Heute morgen ist er abgereist.“ Ein Bayard im tödlichsten Kreuzfeuer; sein Panzer ist treffsicher. Wess' Geschütz es auch sein mag, es gleitet ab: Das hochmütige Nichtverstehenwollen der verwöhnten Schönheit, süßen Mädels scheues, wortloses Flehen, der klug berechnete Augenaufschlag der Professionellen; die frische Neugierde der ganz Jungen, die ungeschickte und reizende Selbstverständlichkeit der jungen Frau – denn hier sind sie alle amerikanische Schönheiten: Hoch, schlank, kühl, die Angelsächsinnen, die Aristokratin der Republik. Draußen hält ihr Wagen mit dem dunkeluniformierten Chauffeur; manche ist im Taxi gekommen, unerhört, aber wahr, um nicht entdeckt zu werden. Weiße Hände öffnen zögernd die Pelzkragen, Nerz, Hermelin, Zobel schmiegt sich um den blendendsten Teint. Augen und Lippen kühl, aber ein Etwas um den Mund, im leidenschaftlichen Schwung der Wange, das Diana hohnlächelt.

Schauspielerinnen, Theaterschülerinnen, Stenotypistinnen; pelzbesetzte Capes, Jaquettes, Mäntel aus Maulwurf, Seal, Marder oder Imitationen. Viel Pelz, viel Seide und Samt, viel Brillanten an den Fingern. Die Augen rastlos, brennend, die Wangen schmal, Hüften und Brust zurechtgeturnt, zurechtgehungert in die entzückende, schlanke Bubengestaltlinie. Tiefes Rouge auf den Lippen kunstvoll geschwärzt die Wimpern. Die jungen Frauen mit Rosenwangen und den Lippen, die noch blühen vom letzten Kuß, eine das Bild der anderen, tadellos angezogen, Mantel oder Tailleur oder kostbares Nachmittagskleid, einen Stauß, einen zu großen Strauß von süßen Erbsen, am tiefen Gürtel. Wie schöne Blumen aus eines reichen Mannes großem Treibhaus die Modelle. Und die kicherende, die selbstbewußte Garde der Jungen – offenstehende Sportmäntel, flatternde Krawatten, bequeme Halbschuhe mit niedrigen Sohlen. Jetzt ein Aufschauen, das plätschernde Geplauder sinkt, für einen Moment nur, zum spannungsvollen Schweigen. Am „desk“, vor dem Bayard im unsichtbaren Panzergewand steht eine Dame. Keine Amerikanerin, ein Blick überzeugt davon, der Schnitt des Kostüms, das Neigen des Kopfes...

„Der Meister ist nicht mehr hier, der Meister ist abgereist.“

Die Dame lächelt: „Selbstverständlich, aber ich will doch nicht *gemalt* werden, ich kann ja gar nicht daran denken, denn der Meister will doch ein paar repräsentative amerikanische Schönheiten. Ich bin Journalistin, ich will ihn interviewen. Hören Sie, *interviewen!*“ Das stereotyp gefaltete Gesicht vor ihr glättet sich unmerklich. Hundert ängstlich forschende, hundert und mehr vor Eifersucht bereits lichterloh brennende Augen haben es bemerkt; die Stille in der Halle ist hörbar, es ist jene Stille, die in einer Sekunde von einem Kreischen durchschnitten werden wird. Aber es ist nur der goldbeknöpfte Bellboy, der über den Teppich schreitet und ruft: „Page Mrs. Verbrüggen!“

(Mrs. Verbrüggen wird am Telephon verlangt). Ein Perlbeutel fällt schwer zur Erde und ein paar der gierigen Blicke fliegen über ein verstörtes Gesicht. „Um Gottes willen, man weiß, daß ich hier bin...“ Vom Balkon herab staubt die Musik wie Rosenblätter: „La donna è mobile“ – –

Die junge Dame am „desk“ gibt die Situation nicht verloren, sie versucht die Bresche tiefer zu schlagen: „Schauen Sie, mir können Sie doch nichts vormachen. Ich weiß, daß Sie kein Clerk, aber der sehr gewiegte Sekretär des berühmten Malers sind. Ich habe es mir ja vorstellen können, wie es hier aussieht. Aber wie gesagt –und sie lächelt – ich kann ja von vornherein gar keine Hoffnung haben.“ Dieses Lächeln war das Lächeln des Weibes, und der Sekretär ist ein Kenner. Noch bevor er sich zu seiner ganzen Höhe gestreckt und die Mundwinkel schärfer denn je herabgezogen, weiß sie, daß sie einen strategischen Fehler begangen. Auch die anderen haben es, aufatmend, bemerkt.

Es ist, wie wenn ein Kapellmeister mit dem Baton das Zeichen zum Einsetzen gegeben hat: das Plaudern beginnt von neuem, diesmal ohne die Synkopen, die erwartungsvolle Nervosität darein geflochten. Gruppen bilden sich, die linksab in den Tea-room schweben. Der Sekretär sieht auf die Uhr. Die europäische Dame, ihre Niederlage mit Humor quittierend, geht langsam dem Ausgang zu, den Blick kühn auf die Schönen gerichtet, die mit dem Solidaritätsgefühl der Amerikanerin die spitzen Schwerter des Spottes senken. Nach ihr durchschreitet die Halle, gleichgültig um sich blickend, ein Herr mit einem weichen Künstlerhut. Als die Türe sich hinter ihm zugeschwungen, nimmt Bayard-Sekretär sich eine Zigarette aus silberner Tabatière, tritt aus dem Hintergrund des „desk“ hervor und wirft sich in einen der weiten Fauteuils. Sein schweres Tagewerk war wieder einmal getan.

Dies geschah in zehnten Mond des Jahres 1923, als ein Maler in Newyork weilte, zum offiziell kundgemachten Zweck, fünfzehn der schönsten Amerikanerinnen zu malen und sie als solche in ein repräsentatives Werk zu bringen, das von einem Schweizer Verleger in der ganzen Welt zirkularisiert werden soll.

## ***Auf der Jagd nach einem „Job“ in Newyork.***

Lieber Dick!

Ich freue mich sehr, aus mehreren mir zugeschickten clippings, pardon, Zeitungsausschnitten, zu ersehen, daß ihr Valutagefangene da drüben nun endlich ausgezeichnete Berichte über das Wunderland jenseits des Atlantik bekommt, Artikel, geschrieben nicht von Kaufleuten oder Bankdirektoren, empfangen und geliefert in der die Newyorker Hast überhastenden Eile des Mannes, der businesshalber 3000 Meilen weit gereist ist und Land und Leute nur von seiner speziellen, oft sehr beschränkten Ecke aus sieht; auch nicht geschrieben von dem Künstler, der von dem Moment an, da er die so oft zitierte Freiheitsstatue erblickt, sanft in die Arme der gütigsten Vorsehung der Welt gleitet, der Begeisterung eines jungen und reichen Volkes; der tatsächlich hier nur auf den Höhen der Menschheit wandelt, behaust in Hotelpalästen, befördert in Luxusextrazügen, umgeben und beifallumrauscht von den reichsten Männern und den schönsten Frauen der Welt, getragen von einer Welle von Dollars (unter uns – aber bitte, lass' Dir Deine Ruhe für die Bridgepartie um 8:30 nicht rauben und rechne um Gottes willen nicht um: Paderewsky verdiente mit seiner diesjährigen Tour 460.000 Dollar). Ich weiß, daß Dich derartige Zahlen aus Deinem edlen österreichischen Phlegma reißen und ich fürchte, Du denkst schon wieder an Dein zur Legende gewordenes amerikanisches Visum. Gemach! Höre erst an, was ich Dir heute zu erzählen habe und unterbrich mich nicht mit lästigen Einwüfen zentraleuropäischer Vorurteile.

Also ich meine, ich bin froh, daß Ihr Amerika nun von anderen als diesen beiden Kategorien gemalt bekommt, nämlich von dem Schriftsteller, dessen Profession es ist, die Menschheit zu studieren.

Was mir dann eigentlich über das Thema noch zu sagen übrig bleibt? Mein Gott, Dick, seit wann bist Du so ungalant? Ich hatte mit allen diesen Kapazitäten zu beginnen, um Dir klipp und klar die Originalität meines eigenen Berichtes vor Augen zu führen. Ich mache aus der Not eine Tugend, weißt Du. In dieser brotlosen Kunst sind wir ja von Jugend auf geübt. Wenn ich sage „wir“, so meine ich die große Gruppe der Intelligenzler, zu denen ich mich leider noch immer zählen muß und zu denen mich zu zählen ich noch immer die Kühnheit habe, trotzdem ich nun ... aber davon später. Wir bedauernswerten Sklaven unserer Persönlichkeit haben die Last unserer Bildung überall hinzuschleppen – ob wir wollen oder nicht. Hier, auf dem heißen Boden von Manhattan, wollt' ich lieber ich hätt' sie nicht. Du weißt nicht, was Manhattan ist? Es ist der Businessdistrikt von Newyork, das eigentliche, richtige Newyork. Es ist Wallstreet und Greenwich Village; es ist Broadway und Fifth Avenue. Kurz und gut, ich will sagen, daß es viele Dinge zwischen Himmel und dem Boden von Manhattan gibt, die keinem von denen offenbar werden können, die von einem Komitee am Pier empfangen werden.

Gesetzt den Fall, jemand hätte mir die beiden Möglichkeiten zur Wahl vorgelegt: In weniger als einer halben Stunde nach der Landung zu einem eleganten Auto geleitet zu werden, das nicht von einem burenhaften Taxidriver, aber von einem Chauffeur gelenkt wird, der in seinem Pelzmantel aussieht wie ein schottischer Lord; dann zum Astor oder Biltmore Hotel gefahren, geschickt hindurch gesteuert durch die Knäuel des Verkehrs; im Hotel meine Post vorzufinden, Dinnereinladungen in Klubs oder Familien, mein Scheckbuch der Guarantee Trust Company etwas entlastend; jedermann ist begeistert über mein gutes Englisch, meinen fremden Akzent findet man entzückend, mit größter Höflichkeit ist man bereit, Telephonrufe für mich zu tun und zu beantworten, weil ich mit meinem tadellosen Englisch ratlos stehe vor der Wasserfallgeschwindigkeit und Nasalität, mit der der Durchschnittsamerikaner seine Sprache handhabt. – Ja, oder die andere Seite: Nach tagelangem Warten in der für einen Kultureuropäer fast unerträglichen Promiskuität von Ellis Island, zermartert von dem Gedanken einer etwaigen Rücksendung, in unumgänglicher Massenbehandlung geschleift durch Entlausungen und Badeprozeduren, durchsucht, geprüft und herumgestoßen zwischen und

von Menschen, in denen die seltsame Idee eines „Bades“ ehrfürchtige und furchtsame Schauer erweckt, endlich auf das Pflaster von Newyork entlassen: Kein Auto, kein Hotel, kein Scheckbuch.

Du zweifelst nicht, welchen Weg ich gewählt? Urteile nicht zu schnell! Du kennst mich ja als ein wenig exzentrisch; außerdem entschied diesmal das Schicksal für mich und in der für mich günstigsten Weise. In welches Hotel mich der Lord-Chauffeur brachte? Aber nein, daß Du mich auch gar nicht verstehen willst. Ich kam natürlich via den zweiten Fall. Ironie, meinst Du? Wieso denn? Wieso könnte ich denn sonst in der Erlesenen, von Komitees Empfangenen, auf den Höhen der Menschheit Wandelnden!

Übrigens – und ich beeile mich, dies hinzuzufügen – ist die amerikanische Regierung väterlich eingedenk der Härte des Newyorker Pflasters für den armen Einwanderer, denn sie verlangt, daß jeder 50 Dollar besitzt, wenn er die Freiheitstatue erblickt. Ich lernte aber mit Staunen, daß Gesetze überall umgangen werden – nicht nur in Österreich; denn ich kenne Leute, die mit 200 Dollar Schulden ankamen. Außerdem: Was sind 50 Dollar? Man kann anständig, aber sehr bescheiden, davon zwei Wochen leben. Und in zwei Wochen beginnt gerade die Hoffnung zag in einem zu dämmern, daß man am Ende doch den Tag erleben wird, da man Subway-Kondukteure und Telephon-Clerks verstehen wird.

Um eine lange Geschichte kurz zu machen: Seit vierzehn Tagen laufe ich meine Sohlen – amerikanische Sohlen – auf dem Newyorker Pflaster ab, um ein „Job“ zu finden. Du mußt wissen, daß „job“ sich sehr wohl von „position“ unterscheidet. Das Wort „position“ deckt sich so ziemlich mit unserem schönen deutschen Wort „Position“ und bedeutet jene Art von Stellung, die Du und ich erwarten dürfen als Leute, die sechzehn Jahre lang die Schulbank gedrückt haben und schon seit längerer Zeit gewohnt waren, im Bureau den Klingelknopf zu drücken. Erwartungen, die wir natürlich bereit sind, in Amerika angemessen herunterzuschrauben. Wenn ich dies sage, so weiß ich nicht, ob dies die Regel ist, die die Ausnahme, oder die Ausnahme, die die Regel beweist. Neulich sah ich einen deutschen Journalisten mit einer großen und verächtlichen Bewegung erleichterten Herzens Abschied nehmen von Newyork; er hatte drei Monate ernstlich geglaubt, eine Stellung als Kunstkritiker oder Reporter im Staff eines Newyorker Tagblattes zu bekommen. Er war sich dumpf bewußt, daß sein Englisch dem gerissenen Stil des amerikanischen Journalisten nicht gewachsen war, aber in einer unbesiegbaren Naivität meinte er, daß es ja wohl eine Kleinigkeit wäre, seine Artikel in dieser Hinsicht auszubessern!

Also solch ein erbarmungswürdiges „greenhorn“ (die mehr oder weniger verächtliche Bezeichnung für den Fremden, der mit den grundlegenden amerikanischen Zuständen nicht vertraut ist) bin ich ja nun hoffentlich nicht; wie Du weißt, bin ich ja auch kein Neuling in Amerika. Du kannst mir glauben, daß nach einem dreijährigen Aufenthalt hier, währenddessen ich in verschiedenen Städten des Kontinents war und überall Ohren und Augen weit aufgesperrt habe, ich blasiert bis auf die Knochen bin, was europäische Erwartungen von Amerika betrifft, makro und mikro, im besonderen und im allgemeinen. Aber daß ich - ? Dick, ich bitt' Dich, stell' Dir mich vor mit dem Aufgebote all Deiner retrospektiven Phantasie in einem modernen Seidenkleid. Schlangenlinie, neuer Hut. Besonders stolz war ich auf mein Lorgnon, das im Mittelwesten Furore gemacht hatte; kannte man es dort doch nur von der Bühne her als Tip-Top-Eleganz. Am fünften Tag meiner Jagd versenkte ich diese Waffe des Rokokos in den tiefsten Grund meines Koffers, vollkommen überzeugt, daß Amerika mit Rokoko nichts gemein hat, noch haben kann; versenkte auch damit die höflichen, aber in mitleididge Abweisung getauchten Blicke, die im Laufe der zurückgelegten Renntage sich daran geheftet.

Trotz Deines akademischen Englisch, glaube ich, wird es nötig sein, Dir das Wort „job“ zu erklären. Du wirst gleich verstehen, was es bedeutet, wenn ich Dir sage, daß ich heute einen „job“ angenommen habe; von morgen an bin ich nämlich „waitress-chambermaid“, das ist Serviererin-Stubenmädchen, im Heim eines

wohlhabenden Newyorkers in Long-Island. Ich war einfach am Ende. 15 Dollar sind hier 15 Dollar und nicht eine Million Kronen. Und vor die Alternative gestellt: Fabrik oder Stubenmädchen, wählte ich das letztere.

Wie es kam, daß ich so „tief“ sank? Mein Lieber, daran seid vor allem Ihr schuld, weil Ihr das Streiten in Europa nicht lassen könnt. Deshalb seid Ihr arme Schlucker und könnt von uns nichts kaufen, und unser Export nach Europa könnte glänzender sein als er ist. Folge: Wenige Stellen für ausländische Korrespondenten. Auch lernt Ihr Leute da drüben wie die Wahnsinnigen Englisch, so daß der Großteil der Korrespondenz in Englisch geführt werden kann, so den Übersetzer entbehrlich machend. Als bloßer Übersetzer ist es übrigens besonders schwer, eine Stellung zu bekommen, das Angebot überwiegt weit die Nachfrage, wenn man nicht tippen kann, hat man absolut keine Aussicht. Aber welcher anständige Mensch kann heutzutage nicht tippen? Ist man flinker englischer Stenograph außerdem, so ist man weitaus besser dran. Man hat verhältnismäßig wenig Konkurrenz, da amerikanische Mädchen das langwierige Studium einer fremden Sprache scheuen, die fremden aber selten tüchtig genug im Englischen sind, in welcher Hinsicht von einem fremdsprachigen Korrespondenten genau dasselbe verlangt wird wie von jedem anderen amerikanischen Stenographen. Wenn aber nicht viel Konkurrenz, so sind auch anderseits nicht viele Stellungen.

Kündigungsfrist gibt es nicht. Daher wird sehr oft gewechselt. Auf meine Annonce – für die ich fast so viel bezahlte, als dein Bundesstaatsgehalt wöchentlich beträgt – das ist fünf Dollar, erhielt ich zwei Antworten. Die eine war eine Aufforderung, Aktien für eine Gesellschaft zu verkaufen, die andere war mein Fall: Man suchte eine englisch-deutsch-französische Stenotypistin. Selbstverständlich begab ich mich sofort dorthin. Der Chef war nicht da; die Sekretärin forderte mich auf, zu warten. Ich saß da und beobachtete das Mädels. Ein junges Ding, kurz geschorenes Haar, unbeschriebenes, aber intelligentes Gesicht, das, was der Amerikaner „wide-awake“ nennt. Sie tippte einen Brief. Dann rief sie irgendeinen Freund auf – Freund ist hier ein absolut harmloses Wort – und vereinbarte eine Zusammenkunft für den Abend. Der Laufboy eines großen Damenhutsalons brachte eine ungeheure, mit rosenroten Blumen bemalte Schachtel für Mrs. Executive. Wenn Mr. Executive abends nach Hause fährt – die wohlhabenden und wirklichen Newyorker wohnen selten in Newyork, sondern in den Vorstädten – nimmt der Chauffeur derartige Sendungen für Madame mit. Nach anderthalb Stunden Wartens erscheint Mr. Jones. Die kleine Sekretärin sitzt habacht. Sie bekommt ein paar Worte an den Kopf geworfen, die sie prompt in Tat umsetzt. Sie teilt ihm mit, daß er ein Dinnerengagement für den Abend hat und bekommt den Auftrag, es abzusagen; einen plausiblen Grund, steht ihr frei, selbst zu finden. Er unterschreibt die Briefe, die sie auf seinen Schreibtisch gelegt, er liest sie nicht durch, er weiß, er kann sich auf sie verlassen, sonst hätte er sie nicht hier. Dann reicht sie ihm einen Zettel, worauf sie meinen Namen geschrieben und Grund meines Hierseins. Der Bruchteil eines Blickes streift mich, ich meine, dies könne ihm nicht sagen, ob ich dick oder dünn, groß oder klein sei; in der Folge mußte ich erfahren, daß er mich bereits genauestens abgeschätzt hat. Ein Wink seiner Hand brachte mich auf einen Sessel neben seinem Tisch; die Sekretärin verließ das Zimmer. In die fünf Minuten unserer Unterhaltung packte dieser Mann ein Kunterbunt von Konversationsstoffen, zu deren Erledigung ein Europäer mindestens eine Stunde gebraucht haben würde, oder – einen nächsten Tag. Nach ein paar allgemeinen Bemerkungen über den Stand des Exportgeschäftes entwickelte er seine sehr persönlichen Ansichten über eine gute Stenotypistin, sprang dann auf den Wert meiner äußeren Vorzüge über; aufstehend, zitierte er ein paar Zeilen aus „Romeo Juliet“ und lud mich ein, mit ihm im Pavillon Royal, einem fashionablen Boardhouse, zu speisen. Dann hätte er Zeit, mir alles Nähere zu erklären. Ich dankte mit einem Blick auf die rosenrote Schachtel und trat den Rückzug an.

Eine Stelle war von einer Agentur ausgeschrieben. Ich hatte Agenturen bisher vermieden, denn sie verlangen für die Vermittlung der Stelle vom Angestellten die Zahlung eines ganzen Wochenlohnes. Der Arbeitgeber



bezahlt nichts. „Können sie 150 Worte in der Minute nehmen?“ Ich hatte nie gezählt, aber natürlich sagte ich ja. „Ist Ihr Deutsch orthographisch? Und haben Sie eine gute französische Aussprache?“ Als ich den Namen der Firma las, sank meine Hoffnung. Es war ein französischer Name, eine Brokerfirma ersten Ranges. Meine Ahnung bestätigte sich; der sehr feine Amerikaner sagte nach Anhörung meiner vorstellenden Worte und Beantwortung einiger Fragen: „Ich bedaure sehr, daß sie sich bemüht haben, aber die Stellung ist eigentlich so gut wie besetzt.“

Da vorläufig nichts in meiner Linie offen zu sein schien, mußte ich mich um etwas anderes umschauchen. Ich las in der Zeitung, daß Pflasterer einen Aufschlag von zwei Dollar per Tag verlangen – das würde sie von zwölf Dollar zu vierzehn Dollar täglich bringen! Und natürlich bedauerte ich sehr, daß ich statt pflastern Stenographie und Englisch gelernt hatte. Aber solche Dinge sind eben nicht zu ändern. In einem Blumenhaus war eine Stellung für eine Verkäuferin ausgeschrieben, für die Nachmittage; das würde mich, so dacht ich, über Wasser halten und mir die Vormittage über Zeit lassen, mich weiter umzuschauen: Hier stellte ich mich natürlich als Französin vor; dies konnte ich wagen, denn ich war sicher in diesem Distrikt – eine Seitengasse der unteren Fifth Avenue – keine echte Französin vorzufinden, diese arbeiten in den exklusiven Shops der mittleren Fifth Avenue. Der mächtige Herr, an den man mich wies, sah mich an: „Haben Sie Erfahrung?“ Ich war natürlich auf diese schrecklichste und unausbleiblichste Frage vorbereitet; deshalb sehr selbstverständlich: „Gewiß, ich habe in einem Mittelwestern Departmentstore verkauft.“ Seine nächste Frage sauste auf mich nieder wie ein geschickter Hieb: „Was haben Sie verkauft?“ Einen halben Atemzug lang zögerte ich – denn ich hatte leider nie verkauft – da wandte er sich schon ab, einen Stoß von Blättchen fingernd: „Ich kann nur jemand mit Erfahrung brauchen. Ich habe genug Adressen.“ Also nichts, sagte ich mir, lächelte und trat in die wogende Toilettenpracht der Fünften Avenue hinaus.

Nun ging ich daran, eine Stellung als gewöhnliche englische Stenotypistin zu suchen. Natürlich mußte ich um etwa zehn Dollar in der Woche – in Amerika wird wöchentlich gezahlt – in meinen Erwartungen heruntergehen. Und eventuell mehr. Um 25 Dollar bekommt der amerikanische Businessmann schon eine flinke und gute Stenotypistin. Ich war kein Neuling in dieser Art von Beschäftigung in Amerika, aber ein Neuling in Newyork in dieser Beziehung.

Eine Menge von Mädchen warteten im Vorzimmer; alle Arten von Mädchen und in fast allen Alterslagen. Aber jede hatte einen neuen Frühjahrmantel, hübsche Schuhe und einen schicken Hut. Ich fragte das kleine geschwinde Mädchen am Telephon irgendetwas. Sie gab mir Auskunft. Nach einer Weile kam sie zu meinem Platz zurück und sagte, so kurz, klar und kalt, als wäre sie selbst ein Exekutive statt eines Küken, das kaum aus der Schule war: „Sie warten hier ganz umsonst; Mr. X. Braucht jemand, der sehr gut Englisch schreibt.“ Man meint, sie könnte ja nicht wissen, wie ich *schriebe*? Natürlich konnte sie das nicht wissen, aber gerade da liegt der Hase im Pfeffer; der Amerikaner *verallgemeinert*, das ist alles. Zu Differenzierungen und Nuancierungen hat man hier keine Zeit. Seitdem ich hier bin, habe ich mein Englisch fortwährend amerikanisiert, und trotzdem ich einen Brief so leicht im Englischen schreibe wie im Deutschen, ist es mir noch nicht möglich geworden – was nach den Ansprüchen erfahrener Leute oft nach Jahren noch unerreicht ist – jeden Schatten von fremdem Akzent, diese unmerkliche Intonation, diese leise Differenz in der Aussprache mancher Laute von meinem gesprochenen Worte zu bannen. Einmal war es hier in Newyork sehr distinguiert gewesen, einen fremden Akzent zu haben; aber die letzten zwei Jahrzehnte, da Newyork von Horden von ungebildetsten Einwanderern überflutet wurde, die man mit lauten Manieren und ungrammatikalischem rudimentären Englisch um sich her reden hörte, hat der fremde Akzent seinen pikanten und exklusiven Reiz für die Gebildeten verloren, für die Ungebildeten aber – wie für dieses kleine Mädchen – ist er nichts als das Zeichen eines Analphabeten.

Meine Füße taten mir schon sehr weh, denn Newyork ist wohl groß. Und ich begann zu variieren: „Wer nie die Newyorker Straßen hindurch, Aufzug auf und Aufzug ab, nach Brot gelaufen, der kennt euch nicht, ihr Schicksalsmächte.“ Vor allem strich ich die „nur englische Stenotypistin“. Also was nun? Gouvernante? Guter Gott, du weißt, daß ich das schon mitgemacht. Nein, nimmer wieder in diesem Land der unbeschränkten und göttlichen Freiheit der Kinder. Auch hatte ich den reinen Ruf einer Behüterin der Kindheit bereits mit einer Businesskarriere befleckt. Chaperon, Finishing Governess? Nur die besten Familien bieten solche Stellungen. Und die besten Familien sind mindestens ebenso exklusiv als europäischer Adel es war. Man braucht einen langen und tadellosen Stammbaum von innegehabten Stellungen oder sehr hohe Protektion. Gesellschaftsdame? Gibt's hier nicht. Man ist entweder Nurse oder Ladies Maid oder beides, denn die wohlhabende amerikanische Dame, über eine Hierarchie von Dienerschaft für ihren persönlichen und ihres Hauses Komfort verfügend, ist so absolut selbständig in ihrem individuellen Leben, daß sie wirklich nicht wüßte, was mit einer Gesellschaftsdame anfangen. Und der Amerikaner, selbst wenn er reich ist, pflegt nur für wirklich geleistete Arbeit zu zahlen, für Sinekuren hat er keinen Sinn. Für die Tatsache allein, daß Du Edukation hast, gibt Dir niemand einen Cent. Sie öffnet manchmal eine Tür, die sich sonst nicht öffnen würde, sie macht Dich für einen Moment lang interessanter, als Du es wärest ohne sie – denn der Amerikaner in allen Schichten hat eine große innere, oft ihm selbst unbewußte Achtung vor Wissen; im nächsten Augenblick aber schon hebt er seine Augenbrauen, ergreift den Bleistift über dem immer bereiten Abreibblock und fragt kurz: „Was können Sie?“ Und wenn der Amerikaner, der Newyorker speziell, fragt: „Was können Sie?“, so meint er das Können im besten Sinn, im Sinn von „efficiency“, diesem amerikanischesten aller Worte. Es macht nichts, wenn Du wenig kannst, dieses Wenige aber gründlich, und, vor allem, schnell. Schnell! Diese Schnelligkeit die der Newyorker von seinen Stenographen und Clerks verlangt – und vor allem von seinen Sekretärinnen – macht es einem Europäer ganz unmöglich, ohne ein gründliches Training im Lande selbst sich erfolgreich um eine Bureaustellung irgendeiner Art zu bewerben. Denn es ist nicht genug, daß man seine Sache versteht; man muß auch vollkommen mit den Einrichtungen dieses Landes vertraut sein, und mehr als das, mit der Mentalität seiner Bewohner. Der Amerikaner liebt es, Witze zu erzählen er kann über seine Golferfolge stundenlang reden, aber im Business, im Verkehr mit seinen Untergebenen, sagt er nie ein Wort zu viel, eher zu wenig. Was man nicht weiß, was er nicht mitteilt, muß man erraten können. Denn fragen ist schwere Sünde; er ist ja im nächsten Moment schon mit seinen Gedanken eine Meile weiter oder auf der anderen Seite der Straße; zurückgehen ennuyiert ihn und zerstört den Gang seines Planens. Eine Maschine fragt nicht; und der Newyorker Angestellte, auch der bestbezahlten Sorte, College man und College girl, ist nichts als eine Maschine, ein Rädchen im großen Räderwerk des Business.

Bis um 5 oder 6 Uhr, längstens, denn dann ist er Gentleman, sie Lady. Die Stenotypistin des Exekutive hat denselben „Tutankhamen“ gemusterten Mantel wie seine Gattin; im Tanzpalais am Abend sitzt sie am nächsten Tisch; sie kennt ihn nicht, er sie nicht.

Im Wallstreet-Bezirk, wo die Gassen, so unähnlich dem sonstigen Amerika, gewunden sind und schmal, überragt von Wolkenkratzern, steht ein großes, palastähnliches Gebäude: „All American Cables.“ Riesensäule, Schreibmaschine an Schreibmaschine; ein ohrenbetäubendes Geknatter. Hunderte von jungen Leuten wie wahnsinnig auf die Tasten der Maschinen losschlagend. Sie kopieren Kabel in allen Sprachen, in allen Codes der Welt; auf Streifen passieren die Kabelworte windesschnell ihre Pulte; diese jungen Leute haben keine Ahnung von den Sprachen, die sie schreiben, aber ihre Finger fliegen, während die Augen den laufenden Streifen nicht loslassen. Sie bekommen 50 Dollar die Woche. Das ist keine schlechte Zahlung, es ist ein Einkommen, das – in Brot, Butter und Schuhe umgerechnet – das manchen europäischen Akademikers

übertrifft. Was dafür von ihnen verlangt wird, sind zwei Dinge: Die Fähigkeit, schnell zu tippen – manche schreiben 200 Worte in der Minute – und äußerste Konzentration, eines der Geheimnisse amerikanischen Erfolges; die Worte müssen trotz der Geschwindigkeit korrekt wiedergegeben werden, besonders die Codeworte.

Dick, als ich diese Reihen junger Leute sah, mit dem glatt gestrichenen Haar, in gut sitzenden und von gutem Material geschneiderten, wenn auch ready-made gekauften Anzügen, mußte ich an Dich denken, wie Du an unserem Abschiedstag am Laxenburger Teich vor mir standest in Deiner schlanken Höhe, Deine geliebte Dogge an der Seite, die alles war, das Dir von Deiner Ulanenrittmeisterherrlichkeit geblieben, und Du sagtest: Herr Gott, schau, daß ich mit Dir gehen kann. Es ist doch lächerlich, wenn ich drüben nichts finden sollte. Ich bin doch ein intelligenter Mensch und habe eine Menge gelernt.“ Eben deshalb, lieber Dick. Wir lernen zu viel in Europa, unnützes Zeug, gut genug im Salon.

Ich suchte weiter: Modell. Ja. Das wäre ja ganz annehmbar, obwohl – nicht intellektuell. Modelle sind sehr gut gezahlt, sehr viel verlangt in einer Stadt, die der Mittelpunkt des Bekleidungsgewerbes ist für ein Hinterland von vielen Millionen von Frauen. Aber – ich habe die dazu unbedingte Notwendigkeit nicht, das moderne, das 1923- Ideal der weiblichen Figur in Amerika. Ich schreibe hier weder einen ästhetischen noch einen Modebericht und möchte daher nur für Deine persönliche Information bemerken, daß in Amerika heute Anadyomene gewaltig ausgespielt hat. Mager, flach, höchstens mittelgroß; eine köstliche, leicht zerbrechliche, süße Puppe, gehüllt in rieselnde, flutende Seiden. Das ist das Modeideal. Ich sah von vornherein, daß da jede Hoffnung vergebens war; und deshalb – stieg ich die Stufen zur säulengetragenen Veranda der Villa des Inhabers der Newyorker Advokaturstirma Stretton & Co. empor, zum ersten- und letztenmal, denn als Hausbedienstete habe ich fortan nicht mehr das Recht, bei der Fronttür herein zu gehen; für Dienstboten und Lieferanten kommt einzig und allein die rückwärtige Tür in Betracht.

Trauere nicht um mich, lieber Dick; ich stehe mich finanziell besser denn als Foreign-Correspondent einer Firma und das ganze amüsiert mich überdies wie ein Komödienspiel. Mein Englisch wird hier einfach wundervoll gefunden – alle 15 Dienstboten, samt Gärtner und Chauffeur, sprechen ein mehr oder weniger armseliges Englisch, mit Ausnahme des irischen zweiten Kammermädchens und des Butlers, der natürlich ein Engländer ist. Alle diese Leute sind gut gezahlt und schauen glänzend aus. Die Köchin bekommt 25 Dollar, der Butler 35, Stubenmädchen 20, die persönliche Zofe der Dame 30. Dies versteht sich neben freier Station, die man zum mindesten mit 20 Dollar in der Woche veranschlagen muß. Ich kann nun endlich mal sparen, um – wieder zurück an irgendein Pult zu gehen. Die Zofe oder Ladies Maid zum Beispiel ist natürlich eine Französin. Sie ist fünf Jahre hier, nächstens geht sie heim, sagt sie. Sie wird ihren Verlobten drüben heiraten und ein kleines Hotel kaufen. Sie kann sich das leisten, denn sie hat fast jeden Dollar ihres guten Lohnes gespart; außerdem hat sie eine sehr schöne Garderobe von wenig getragenen Kleidern ihrer Gnädigen. Es ist kaum eine Nacht, da das Mädchel vor 2 Uhr ins Bett kommt, oft später. Denn sie muß warten, bis die Dame nach Hause kommt. In der Früh aber muß sie wieder bereit sein. Zweimal im Tag muß sie die Dame beim Bad bedienen; dann frisieren, ondulieren, maniküren, verschönern. Sie muß fortwährend auf der Suche nach den neuesten Errungenschaften der Kosmetik sein. Ich glaube, daß ihr Amt das schwerste im Hause ist. Die Köchin, die eine Künstlerin in ihrem Fach ist, herrscht souverän, sie ist vollständig unabhängig von Launen der Dame, mit der sie nur via den ersten Diener verkehrt, der das Menü für den nächsten Tag auf dem Frühstücksbrett in das Zimmer bringt. Es kommt dann, meist ungeändert, auf demselben Weg wieder zurück. Die Köchin thront in ihrer weiten, weißen Küche wie ein Exekutive im getäfelten, gesperrten Fifth Avenue Office.

Lassen wir es genug sein für heute, Dick. Mir tut es leid, daß ich Dir über so uninteressante, weil unromantische Abschnitte aus meinen amerikanischen Erfahrungen berichten muß; aber ich wollte Dich mit

Deiner unangebrachten transatlantischen Sehnsucht das Gruseln lehren. Ich weiß ja, was Du jetzt trotzig sagst, nämlich: „Wenn Du es kannst, Addie, warum könnte ich es denn dann nicht auch! Ich bin doch ein Mann!“ Eben deshalb. Als Mann bist Du nicht adaptabel, Du hast größere Schwierigkeit, Dich anzupassen, die Frau ist eher Chamäleon, wenn es darauf ankommt, und hier kommt fast alles darauf an. Und dann – unter uns gesagt: Meine Großmutter mütterlicherseits war aus bäuerlichem Geschlecht; diese Tropfen demokratischen Blutes erleichtern mir die Trapezkünste im Kampf ums Dasein in Newyork. Deine eigene ungebrochene Ahnenreihe aber von Hofräten, Sektionschefs und Universitätsprofessoren – ich fürchte, letzten Endes ziehen sie das Hungern der Notwendigkeit vor, bei der rückwärtigen Tür ins Haus ihres Brotgebers zu gehen. Und deshalb, lieber Dick, nimm meinen Rat: „Leg’ Dein amerikanisches Visum auf den großen Stoß nie erledigter Akten in Deinem schönen Bureau auf dem Ballplatz (nie, nie kamst Du in Newyork zu einem solchen Bureau) und grüß’ mir den Rathauspark und den Volksgarten.“

## ***Merry Christmas!***

Das ist also Karolins dritte Weihnacht in Amerika. Wenn man das so nennen kann – Weihnacht. Voriges Jahr war sie bei der Christmette gewesen, in der schwerfälligen, quadersteingebauten, funkelnagelneuen katholischen Kirche auf Milwaukee Avenue, und sie hatte für Mutter gebetet. Freilich hatte es nichts genützt, Mutter war ein halbes Jahr darauf gestorben; oder hatte es doch genützt, Gott weiß ja immer, was er tut, Mutter liegt jetzt in der Erde und hat jene Ruhe, die sie ihr ganzes Leben nicht gehabt hat. Die lange, lange Krankheit durch all die letzten Jahre! Ja, wenn sie die gute Luft und das gute Sanatoriumessen schon früher hätte haben können; aber so etwas konnte sich die Witwe eines Finanzrates nicht erlauben. Aber dann hatte Karolin durch einen wahren Zufall jene Frau kennengelernt, die Mädchen als Dienstmädchen nach Amerika hinübernahm. Aus guter Familie natürlich nur, denn die Amerikaner wollen es so. Dunkel nur erinnert sie sich an all das, was die Frau ihr vorgemalt – die Seidenstrümpfe und die eigenen Badezimmer und die vielen Ausgangstage und die vielen wohl-situierten Männer zum Heiraten, mindestens drei Männer auf eine Frau, und die goldenen Straßen, die einem alle offen stehen – Karolin war es auf all das ja gar nicht angekommen, nur auf das eine: Jeder wußte doch, was der Dollar damals bedeutete und sie sollte da ein ganzes Vermögen als Wochenlohn bekommen. Zwölf Dollar! Davon brauchte sie keinen Cent für sich auszugeben, konnte alles der Mutter schicken, konnte die Mutter gesund machen.

So hatte sie sich nach Amerika schiffen lassen wie ein Paket Ware, das man hinüber verkauft. War das eine Freude und ein Stolz jedesmal, wenn sie auf die Post ging und die Dollars schickte! Überhaupt die Post und die Briefe! Wenn die nicht gewesen wären, wie hätte sie dann Amerika ertragen sollen? Den Tag, an dem sie einen Brief bekam, da war schon alles gut, da konnte es noch so böß sein; und den Tag danach auch noch; aber am dritten Tag, wenn sie abends nach dem Geschirrabwaschen und nach dem Küchereinmachen hinauf in ihre Dachkammer stieg und den zerlesenen Brief aus der Tasche nahm, dann setzte sie sich schon wieder nicht mehr auf das Bett, sondern sie fiel hinein, sie brach hinein. Die Kleider nahm sie erst gar nicht herunter, es war nicht möglich, einen einzigen Handgriff mehr zu tun. Als sie dann lag, wußte sie erst, wie's schmerzte, und sie stöhnte laut auf, und noch einmal, und noch einmal; das tat gut. War es doch, als ob die Welt mit ihrer ganzen Last in ihren Gliedern lag. Vor allem die Schuhe herunter, alle Schuhe wurden ihr zu klein von dem vielen Stehen und Laufen, und ein Paar neue kaufen, das ging doch nicht. Ihre Reise mußte sie ja auch abzahlen, deren Kosten hatte ihr Dienstgeber vorgeschossen. Eine Negerin war ihre Vorgängerin in dem Haus gewesen, ein Haus mit sechzehn Zimmern, drei Badezimmern zum Reinemachen und die Küche immer spick und span; ja, Karolin konnte gut kochen, das hatte sie wohl gelernt, noch vor dem Krieg; damals hatte sie freilich nicht geahnt, daß sie es einmal auf diese Weise gebrauchen würde. Zuerst hatte sie es ja gar nicht glauben können, daß sie allein sein sollte für das ganze Haus. Aber das war hier so. Haus an Haus stand da in dieser Vorstadt Chicagos – drüben würde man sagen „Cottageviertel“, drüben würde man auch „Villen“ sagen, aber hier nennen es die Leute nicht so. Viele, viele schnurgerade und mit Bäumen bepflanzte Straßen mit vielen, vielen solchen Einfamilienhäusern. Jedes sitzt auf einem smaragdgrünen Rasenfleck, auf dem ein paar Sträucher und Bäume stehen und die Garage dahinter, die fehlt natürlich nie. So reinlich und akkurat sind sie aufgestellt, wie aus der Spielzeugschachtel eines braven Knaben, und auch eines Knaben, dessen Vater ganz hübsch verdient. Rückwärts im Parterre ist immer die Küche und Karolin muß erst immer um das ganze Haus herumgehen, um hinein zu gelangen, denn durch die Fronttür darf sie doch nicht gehen. Es ist wahr, Karolin hatte sich darüber erst sehr gewundert, denn natürlich wußte sie doch über Amerika, daß es das Land der Demokratie sei und des Rechtes für alle, aber jetzt findet sie es schon ganz in der Ordnung.

Wenn es so ist, so wird auch ein Grund sein, daß es so sein muß, denkt Karolin. In den meisten dieser Häuser hat man auch nur ein Dienstmädchen, aber viele davon sind Negerinnen, die werden nie müd', und außerdem sind das alle wirkliche Dienstmädchen, die daran gewöhnt sind. Wer wirklich fein sein will – und wer wollte in solcher Vorstadt, wo die Männer tagsüber in der Stadt drinnen arbeiten in schönen Bureaux, wo sie ihren in Seidenkleidern angezogenen Stenographinnen diktieren und die Frauen zu Hause alles so bequem haben, wer wollte da nicht fein sein – der sieht schon dazu, daß er ein weißes Mädchen bekommt, denn mit einem weißen Mädchen, die man nachmittags mit einem schwarzen Kleid und koketten Häubchen und Schürzchen anzieht, hat man den ersten Schritt zum wirklichen Luxus getan. Sie kostet ja auch mehr als eine schwarze und arbeitet weniger und, wie Mrs. Kimball sich ausdrückte, hat allerlei Raupen im Kopf. Nun, Karolin dachte natürlich daran, bald etwas anderes zu tun, das hatte sie ja auch ihrer Mutter versprechen müssen, aber sie sah bald ein, daß dem fast unübersteigliche Hindernisse entgegenstehen, und jetzt denkt sie selten mehr daran. Wenn sie Freunde hätte, die ihr Wege zeigen und helfen könnten, dann ginge es wohl, aber solch ein unverständlich großes Land voller fremder Menschen, die eine fremde Sprache sprechen, und mitten darin ein Mädchen allein, das ist sehr schwer, das wissen die drüben nur nicht und sie hat es ihnen auch natürlich nicht gesagt. Wenn sie nur besser Englisch könnte! Sie spricht ja jetzt schon ganz gut und liest auch schon, und versteht überhaupt alles, und trotzdem, sie weiß, die Leute lächeln doch über ihr Englisch, auch als Nurse wollte sie niemand haben, denn die Kinder sollen doch ein gutes Englisch hören. Also war sie als Mädchen für alles zu der jungen Mrs. Comyn gekommen, dort hatte sie es doch leichter als in dem großen Haus.

Da ist sie noch heute. Heute am Weihnachtsabend. Aber, was ist denn das, Karolin? Nur um Gottes willen nicht weinen. Es ist ja auch gar kein Grund dazu. Wie warm das Haus ist! Ist das nicht herrlich, daß sie es so warm hat? Sie steigt die Treppe empor, die aus der getäfelten Halle hinauf in die Schlafräume führt. Gerade hat sie im Keller nachgeschaut. Alles ist dort in Ordnung, der Ofen für die Zentralheizung ist voll Kohlen, die glühen bis morgen früh, und zeitlich früh geht ja immer Mr. Comyn hinunter und schüttelt die Kohlen und räumt die Asche heraus – zuerst wollte Karolin ihren Ohren und Augen nicht trauen, daß er das alles selbst machte, aber er antwortete ihr lachend, das habe er getan, seit er ein fünfzehnjähriger Bub war. So ist es immer warm im Haus wie durch Zauber. Und dann, Karolin, du dummes Mädel, das gute Essen, das es gibt! Alles ist bereit für morgen, nachmittag um fünf Uhr schon hat der lustige irische Bub vom Grocer (Lebensmittelhändler) den Indian abgeliefert, zwanzig Pfund wiegt er, das Pfund zu fünfzig Cent, macht zehn Dollar. Und was diese närrische, süße kleine Mrs. Comyn nicht alles ausgesucht hat: Ganz verrückte Früchte waren in dem Korb, und Sachen, die man überhaupt nicht brauchen kann.

Vormittag schon ist sie die paar Schritte zum Grocer im Auto hingefahren – immer läßt ihr Mr. Comyn das Auto hier zu Spazierfahrten, er selbst fährt mit der Bahn nach Chicago hinein. Ja, jeden Tag fährt sie zum Grocer und sucht aus, was der Grocer-Bub fürs Dinner bringen soll. Dann ist sie fertig mit ihren Hausfrauenpflichten. Manchmal telephonierte sie auch nur mit ihrer singenden Kinderstimme: „Have you nice porkchops? And some frech [*sic*] asparagus? No? You have no asparagus? Oh, it is not the time? I did not know that, send something else.“ Das Dinner morgen, das wird eine schöne Arbeit werden, du guter Gott. Zum Indian kommt natürlich Cranberry-Sauce (eine Art Preiselbeerkompott) und dann – Karolin überlegt – vielleicht Creamed onions (Zwiebel in Cremesauce). Den Kuchen zum Nachtschiff hat sie heute schon gemacht. Und daß sie ja nicht vergißt, dem Milchmann einen halben Liter Obers aufzuschreiben, statt einen Vierelliter, wie täglich; der kommt schon um fünf Uhr früh und stellt vor die Tür, was immer sie auf den Zettel draußen vor der Küchentür schreibt. Denn zur Paradeissuppe – serviert in den schönen, neuen Suppenshalen von dem Limoges-Service, das Mr. Comyn neulich gebracht – braucht sie auch Obersschaum. Merkwürdig, daß ihr das jetzt gar nicht mehr komisch vorkommt: Paradeissuppe mit Obersschaum! Oder Kompottsalat – würfelig geschnittene Früchte, Äpfel, Ananas, Grapefruit, Nüsse mit Mayonnaise! Acht Leute

werden zum Christmasdinner morgen Mittag da sein. Die werden wieder das Haus umdrehen, das kennt sie schon. Da wird auf dem Victrola [Victrola] ein Jazz nach dem anderen gespielt und durch alle Zimmer getanzt und – Karolin wird rot, wenn sie daran denkt – seit sie so mal mitten in eine Kußszene hineingeplumpst, räuspert sie sich immer, bevor sie in ein Zimmer tritt, wenn sie die Orangeade herumreicht und Cakes. Hoffentlich wird sich Bob nicht wieder überessen, Bob, der sechzehnjährige Bruder der Mrs. Comyn, der im Hause wohnt.

Heute ist ja auch wieder Tanz, irgendwo anders. Ist ihr Mann auch dabei? Karolin weiß es nicht. Mrs. Comyn wurde abgeholt von einem sehr schönen Auto mit einem Chauffeur, ein Herr war ausgestiegen und hatte ihr hineingeholfen. Karolin hat es vom Kinderzimmer aus gesehen, denn Kathe, die Nurse, hat den Abend frei bekommen, sie verbringt ihn mit Freunden, die einen Baum machen, und ein besonderer Freund soll auch dabei sein, und da Kathe sie so gebeten hat, doch bei der kleinen zweijährigen Lillian für den Abend zu bleiben, und Karolin ohnehin niemanden hat, zu dem sie gehen könnte, keinen besonderen Freund und keinen Baum, so hat sie eben ja gesagt. So kommt es, daß sie nun ganz allein im Haus ist, nur die kleine Lillian ist noch da, aber die schläft jetzt fest. Karolin geht hinüber in Mrs. Comyns Zimmer. Da sieht es wieder schön aus; doch daran ist sie ja gewöhnt. Die Kathe hat sie eine dumme Gans gescholten, weil sie die auf dem Boden herumliegenden Sachen zusammenklaubte, kein Mädel täte das, das etwas auf sich halte, außer eine Ladys Maid, das sei aber dann auch wieder was anderes usw., aber Karolin kann das einfach nicht ansehen. Und so bückt sie sich wieder nach den spinnwebedünnen Seidenhemden und Höschen, orchideenfarben und rosarot und resedengrün. Mrs. Comyn mußte wieder einmal nicht recht einig mit sich selbst gewesen sein, was anzuziehen, denn da war eine Menge dieses duftenden Zeugs aus der Schublade herausgerissen und dann unwillig irgendwo hingeworfen worden, als wäre es ganz und gar unwert und ist doch alles das Schönste und Duftigste, das Karolin je gesehen.

Hübsch ist sie, Mrs. Comyn, so zart und süß und schlank, wie eine zerbrechliche herzige Puppe, man glaubt ihr das Kind kaum. Die Kleider, die sie hat, und den Schmuck! Ihr Mann hätte ihr am liebsten die ganze Welt zu Füßen gelegt; und wie sie ihn herumbefahl, wie ein Hündchen! Karolin denkt oft: Ist das eigentlich recht? Aber freilich, sie ist so schön und er ist so stolz auf sie, man sieht es ihm an: Sie ist das kostbarste Juwel in seinem Leben. Karolin hat keine Erfahrung in der Liebe. Seit der Herr Steuereinnahmer, der Fünfzigjährige, aus Kremsmünster, um sie angehalten, die Achtzehnjährige, und sie schauernd nein gesagt hat, hatte kein Mann an ihrem Hals geflüstert und nach ihrer Hand gegriffen, aber gerade durchs viele Zusehen im Leben hat sie eine Menge gelernt. Manchmal sieht Karolin in Mr. Comyns Blick etwas so Flehendes, so Gequältes, dann schaut er Karolin so merkwürdig an – oh, nicht so, nein, bewahre. Karolin weiß nur zu gut, wie es um sie bestellt ist, schließlich ist es am besten, sich darüber reinen Wein einzuschenken. Zuerst war die Wahrheit des Spiegels hart, aber es wurde besser mit der Zeit, wie alle Dinge. Und Karolins Mund, der zwischen den Backen müde liegt wie der einer alten Frau – und sie ist noch nicht achtundzwanzig – war noch ärmer und welker geworden. Schließlich, wenn man sein Leben so selbst verdienen mußte, war es am Ende besser, man war nicht hübsch. Was hatte Mary davon, die mit Karolin am Schiff herübergekommen war, keine Stellung konnte sie sich erhalten, weil die Damen immer eifersüchtig wurden und auch Grund dazu hatten, oder die lustige, rotblonde Bridget, die Irin, die man neulich verblutet bei einer Hebamme gefunden hat, im fünften Monat war sie schon gewesen.

So, jetzt ist alles in Ordnung, und wenn sie vom Tanz kommt in ihrem lichten Pelzcape und den Silberschuhen, wird sie sich freuen! Lächerlich, gar nicht freuen wird sie sich, sie wird es nicht einmal bemerken, Karolin, du Dumme, du weißt es ja. Mein Gott, wie still ist das Haus! Ist denn wirklich alles in Ordnung für morgen? Geschenke? O ja, gewiß wird sie etwas bekommen. Vorige Weihnachten gab ihr Mr. Comyn eine Zwanzigdollarnote und Mrs. Comyn eines ihrer Abendkleider. Karolin konnte es natürlich nie

anziehen, dieses glitzernde, anspruchsvolle Nichts; aber manchmal nimmt sie es aus der Lade und sieht es an: Das gehört ihr und es ist sehr schön, und wenn sie nur wollte, könnte sie es wohl anziehen. Wenn sie's zärtlich zurücklegt, da ist's genau so, als hätte sie's angehabt und wäre darin bewundert und geliebt worden. Nein, Karolin hat zum Weinen wirklich keinen Grund. Und die drüben? Der Bruder, die Schwester? Beneiden die sie nicht alle? Die haben ja doch keinen Indian und keine – aber freilich, sie haben einander, sie haben jemanden, für den sie denken dürfen, dem sie heute ein Geschenk unter den Christbaum legen. Die vielen Christbäume drüben, wenn auch nichts Kostbares daraufhängt, wie sie das liebt! Aber hier hat sie noch keinen gesehen und Kathe hat gesagt, die Christbäume riechen hier nicht.

Ja, das Land ist fremd, heute noch wie am ersten Tag, wie ein ungeheurer Berg ist es oft, der auf ihrer Brust liegt und sich mit seinen Kanten ihr ins Herz gräbt. Trotzdem: heute nicht weinen. Morgen darf sie dann in die Messe gehen, und der Weihrauch und das Singen und der Segen des Priesters wird wunderschön sein, und sie wird im Gebet bei der Mutter sein. Dann das Dinner: fein wird sie es machen, alles soll wunderbar klappen, alles wird wunderbar klappen.

„Halloo, Karolin, Karolin . . .“ Dear me, das ist Bob. Jetzt ist die Hölle los, wenn der kommt. „Ich komme ja schon.“ Da ist er mit zwei Freunden, und alle drei stehen sie mitten in der frisch gewaschenen Küche, in der Feiertagsküche – wie hat sie auf den Knien rutschen müssen heute nachmittag und die Hände sich an diesem Boden zerrieben – Schnee schmilzt von den schmutzigen Schuhen, schmutzig, wie es nur Buben fertig kriegen. Jetzt will sie wirklich zu weinen anfangen, schon stehen die Tränen vor den Augentörchen bereit, da sagt Bob: „Merry Christmas, Karolin, old scout“ (fröhliche Weihnachten, Karolin, alter Bursche) und hält ihr die Hand hin; und zu seinen zwei Freunden gewendet: „Beste Köchin der Welt, good old girl. Hast etwas zu essen? Sind hungrig wie die Löwen.“ Jetzt lächelt Karolin, aber ein Faden ihres Blickes muß doch sorgenvoll auf dem Boden hängen geblieben sein, denn Bob sieht plötzlich nieder und sagt: „Good Lord, solche Schweine.“ Und flink nimmt er ein Abwisch Tuch vom Rechen und will zu wischen beginnen, als ihm Karolin ins Handwerk pfuscht: „It is alright. Lassen Sie's. Setzen Sie sich schön hin ins Speisezimmer. Kaltes Beefsteak ist da mit Kartoffelsalat.“ Mit einem „Großartig“ ziehen die Buben ab, und Karolin geht zu dem Eiskasten. Guter Gott, sind die hungrig! Wer gäb' ihnen jetzt was zu essen, wenn sie nicht da wäre! Es ist halt doch gut, daß sie da ist, daß sie bei der Hand ist. „Merry Christmas, Karolin, merry Christmas!“



## ***Monotonisierung der Welt im Spiegel Amerikas.***

Es gibt heute hier, eine Lanze für Amerika zu brechen. Was die Notwendigkeit, ja die Lust hervorrief, sich daran zu versuchen, ist ein Feuilleton in einem deutschen Blatt, ist ein Wort, das immer anklagend wiederkehrt in Gemeinschaft mit „Amerika“.

Der jenes schrieb, ist ein Dichter-Schriftsteller von internationalem Ruf, dessen künstlerisches und menschliches Wesen bis in die letzte Fiber durchtränkt ist von dem Duft, der Sensibilität einer Kultur, deren unaufhaltsames Schwinden er beklagt; einer Kultur, die zwar unbewußt und liebenswürdig hochmütig, aber in ihrem universellen Umfassen aller „Himmel des Geistes“ dem Gefühlsleben ein Blumenparterre schuf, darin die Seelen im Anschauen von Schönheit ewige Fragen in edler Muße besprechen konnten. Vorausgesetzt freilich, daß sie in diese Muße geboren waren, denn sonst hatten sie in der Regel draußen vor den Toren zu bleiben. Denn diese schöne und versinkende Kultur, unsere europäische Kultur des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts, die der Krieg mit Auszehrung schlug, sie war eine individuell-aristokratische, respektive bürgerliche Kultur, wie bis jetzt noch jede, die altgriechische ausgenommen. Sie gehörte jenen, die durch Geburt, Klasse, Stand, sie in die Wiege gelegt bekamen. Sie ist uns allein teuer, die wir in ihr aufgewachsen. Wir alle bluten aus Wunden, die uns ihr abreißend geschlagen hat und unser stammelndes Leid wird beredt in der Sprache eines Dichters wie jenes, der den Aufsatz schrieb, auf den ich hier weise: „Monotonisierung der Welt.“

Aber nicht um Vergangenen nachzuweinen, greife ich zur Feder; ich bin in Amerika und da gibt es nur Gegenwart und Zukunft, keine Vergangenheit. Ich schreibe heute, weil in „Monotonisierung der Welt“ ein Satz ist, der heißt: „Woher kommt diese Welle, die uns alles Farbige, alles Eigenförmige aus dem Leben wegzuschwemmen droht? Jeder, der drüben gewesen ist, weiß es: von Amerika.“ Ich greife diesen Satz heraus und nehme ihn unter die Lupe, falle ihm in die schlank gebaute Flanke.

Aus einer Hochburg des mit der Vergangenheit und ihren Halbtönen spielenden Ritardandos, aus Wien, warf es mich mitten hinein ins schlagende Herz der neuen Welt, nach Chicago. Von einem Planeten auf einen anderen Planeten. Und dort war keine lieblich erwärmte Hotelsuite für mich bereit, keine Freundeshand, die mich führte und wies, kein Wegzeiger auf meiner Straße.

Ich kam nicht aus Hunger nach Brot oder Gold: denn eine leidlich gute Krippe hatt' ich im alten Land in den Wind geschlagen und vom Gold war ich klug genug, zu wissen, daß es auch hier nicht auf der Straße liege. Ich kam aus dem Zusammenbruch eines Lebens, um die Möglichkeit neuen Lebens zu suchen. So stand ich Amerika gegenüber mit blanker Seele, aus der die Vergangenheit weggebrannt war, fragend: Was bist du, wo bist du, wer bist du, was bringst du mir, was der Welt? Ich, die Mücke, zum Riesen Amerika.

Und der Riese sagte: Go ahead and find out! (Geh' und schau zu, was du findest!) Ich stand mit dem Bündel Fetzen, das der Krieg einem mitteleuropäischen Intellektuellen gelassen hatte, in den Straßen Chicagos, Pelzmäntel und Lachen flutete um mich wie warme Wellen, aber der Nordwind, der vom Lake Michigan kam, war eisig kalt, so ätzend kalt, wie die Präriesonne Chicagos ätzend heiß im Sommer.

„Go and find out . . .“ Und ich ging und trachtete zu finden. Vorerst etwas zu essen und ein Dach überm Kopf. Leicht oder nicht leicht, ich wollte doch so ungeheuer mehr. Schritt um Schritt rang ich es dem Riesen ab. Ich kämpfte mit ihm, ich arbeitete für ihn, ich schrie gegen ihn, ich schmeichelte mich an ihn heran, trachtete seine schwachen Seiten herauszufinden und fand seine starken, dort wo ich sie kaum geahnt. Ich besah ihn mir von unten und oben, von innen und außen. Ich aß apple-pie und steak mit Wäscherinnen und Tippfräuleins und Austern und Hummer mit Klubdamen und Millionären. Lachende Töchter des Westens

schlug ich auf der Universität in englischer Grammatik und ließ mich von ihnen in basket-ball schlagen. Viele Türen ging ich ein und aus und sah den Menschen bei der Arbeit auf die Finger, belauschte ihre Muße: Eine bunte Menge, hochmütig-exklusiv und gemütlich anbiedernd, arm und reich, edel und unedel; ich sah wie die Tage, die Wochen, die Jahre, wie die Städte und die Weiler sie gleich Treibholz an das Ufer unseres Bewußtseins schwemmen, das bereit steht mit der Laterne der Frage: Wer seid ihr, was bringt ihr? Und ich bin in den Farmerhäusern des großen Mittelwestens gewesen, wo Schweine auf der einen und Mais auf der anderen Seite der Menschen Hirn und Herz begrenzen, weil ihnen die Natur nichts anderes gewährt, und ich habe mich gewundert, wie sie es zusammenbringen, dazwischen auf Gott nicht zu vergessen, was immer nun Gott auch sein mag.

Der Mittelwesten hat Amerika eine Anzahl seiner besten Dichter und Schriftsteller des letzten Jahrzehnts gegeben, die man in Europa erst noch kennen zu lernen hat, als die Pfadbrecher einer neuen literarischen Epoche – Morgenrot über dunklen, schlafenden Wäldern. Freilich glaube ich nicht, daß einer unter ihnen sich mit Marcel Proust hätte verständigen können oder Proust mit ihnen; dazu sind beide zu sehr Vertreter der Extreme, die nicht einmal auf derselben Linie liegen. Ich möchte nicht begraben sein im Mittelwesten, kein Europäer könnte dort leben, der vor dem Krieg erwachsen und gebildet war. Aus dem einfachen Grund, weil es zu verschieden ist. Ich floh nach Newyork, um Europa näher zu sein, um Europa zu riechen im Angesichte der Dampfer, die es erst vor ein paar Tagen gesehen; aber ich habe im Mittelwesten unendlich viel gelernt.

Amerika ist mehr als die an monumentale Keckheit, an Frivolität des Geistes grenzende Ausstattetheit der Wolkenkratzer; ist mehr als Newyorks weißglühender Markt der Eitelkeiten und des Sensationshungers, Broadway; mehr als Wallstreets Dollarjagd; mehr als seine 16 Millionen Automobile und die unheimliche Kompetenz des Druckknopfes (just press the button), der uns mit allem versieht, von einer Tasse Kaffee bis zum Konzert des berühmten, ein paar hundert Meilen weit entfernten Virtuosen. Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten des Reichwerdens, wie es in den europäischen Märchen vorkommt, ist mehr oder weniger eine Sache der Vergangenheit; aber Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten in der Evolution des Menschengeschlechtes mag wohl eine Tatsache werden.

Europa weiß ja selbst heute seinen Weg nicht. Es taumelt in der Dunkelheit. Zurück zum Alten, über die Trümmer hinüber klimmen kann es nicht und vorwärts weiß es nicht recht wie. Europa ist zu befangen, zu verstrickt in tausend Strömungen und Unterströmungen, in Hemmungen und Wünschen. Der Europäer als Einzelmensch ist einem werter und unleugbar interessanter als der Amerikaner; aber das Land als solches? Langweilig, platt, oberflächlich? Nein. Je länger man hier ist, desto überzeugter wird man davon, daß man noch immer mehr zu erkennen hat. Wenn ich sage „Land“, so meine ich es: Land. Die amerikanischen Städte sind mit wenigen Ausnahmen von einer trostlosen Häßlichkeit, einzig und allein für den Zweck gebaut, Geld zu machen; aber der Amerikaner besiegt diese Häßlichkeit, indem er ihr so viel als möglich ausweicht, und es hilft ihm dabei sein großes Glück: Platz zu haben. Alle amerikanischen Städte wachsen weit ausladend ins Grüne. Aber die Kraft, der Sinn Amerikas liegt nicht in den Städten, der liegt im Boden. Monotonie? Langweile? Ja, fürchterlich, in beiden, Land und Stadt. Doch der Amerikaner kann nicht dafür; er empfängt diese Monotonie nicht freiwillig wie der Europäer, der sie eintauscht für bessere Güter. Ihn hat sie überrascht, überströmt, daß er momentan wehrlos, obwohl nicht tatlos ist gegen sie. Nach der sauren, alle Zeit und Energie in Anspruch nehmenden Arbeit der Erschließung eines riesigen Kontinents verwandte er den Überschwang der also durch Übung gestählten, durch Erfolg erfrischten Kräfte auf den weiteren Ausbau seines Lebens, für das er sich in wenigen Jahrzehnten eine Form geschaffen hat, die alles je Dagewesene an Brillantheit übertrifft. In Treibhausschnelle ist sie der ehemaligen Lehrmeisterin Europa über den Kopf gewachsen. Wie sollte er da die Zeit gefunden haben, diese Form mit dem adäquaten Inhalt zu füllen? Europa hat Jahrhunderte gebraucht, um seine Kultur zu bilden, die zwar befruchtet von der asiatischen, dennoch

seine eigene ist. Nun, Amerika ist dabei, seine eigene Kultur zu bilden. Was es bisher gehabt hat, war importiert, adaptiert, oder trug deutlich den Stempel europäischer Schulung. Nun beginnt es sich zu emanzipieren. Sein politisches Distanzhalten ist vielleicht ein Symptom davon.

Nicht, daß es Europa von sich fern hielte – Europa und Amerika sind näher denn je, geographisch. Es horcht, was Europa zu sagen hat. Dieses Horchen darf man aber nicht für Absorbieren nehmen, denn es geht absolut seinen eigenen Weg. Wer kann heute genau wissen, wohin der führt? Aber jeder, der hier ist, und dem Land den Puls fühlt, wird es erleben: die unverwischbare Empfindung, daß hier etwas im Werden ist, daß sich eine Seele regt, die langsam große Augen aufschlägt.

Renan definiert eine Nation: „Große Dinge in Gemeinschaft gemacht zu haben und wünschen, große Dinge in Gemeinschaft zu machen.“ Aus naheliegenden Gründen trieb und treibt der Materialismus hier – wie überall – seine giftigen Blüten. Aber legt man das Ohr auf die Erde, so hört man den Hufschlag von Besserem. Hat man in Europa je daran gedacht, in Gemeinschaft national Wertvolles zu leisten? Ja, der Einzelne, der Große, er dachte, er denkt die großen, die schönen Gedanken. Der Impetus, den die Großen gaben, war immer die Hefe für Neues und Besseres. Aber einmal über der Schwelle ihres Hauses trat man in Tyrannei, Stupidität, Haß und Schmutz. Hat je ein Volk als solches zusammengearbeitet, um sein Land groß zu machen? Nein, es wurde höchstens dazu gepeitscht, es mächtig zu machen. Nur ein Beispiel. In Europa gibt es heute genug sehr reiche Leute, wahrscheinlich mehr als vor dem Kriege. Ist es einem eingefallen, ein großzügiges Kulturwerk zu schaffen, dessen Nutznießer die Allgemeinheit ist, eine Bibliothek, eine Universität usw. oder Bestehendem genügend aufzuhelfen? Man hört wenig davon.

In Amerika? Es soll niemand glauben, daß ich mir ein X für ein U vormachen lasse. Eine Bibliothek in Stein und kostbaren Bänden ist ein wunderbares Denkmal für einen reichen Mann, eine so glänzende Befriedigung seiner Eitelkeit. Aber immerhin, er denkt daran. Warum nur fällt es herüber keinem ein? Weil es eben den Begriff der Allgemeinheit in unseren historischen Kodizes nicht gibt. Die wenigen Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

Europa hat zweierlei Menschen: den Herrschenden und den Beherrschten. In Amerika ist ein kleiner, aber weittragender Unterschied. Hier teilt sich die Menschheit in die Arbeitgeber und die Angestellten, in Herren und Diener. Wer den Dollar hat, ist der Herr, wer ihn nicht hat, der Diener. Er ist Diener soundso viele Stunden im Tag, aber wenn er dann seinen Overall auszieht und auf die Straße tritt, ist er dem Herrn gleich. Er kann sich nicht alles kaufen, was der Herr sich kauft. Aber er sehnt sich ja vielleicht gar nicht danach; er hat jedenfalls nicht notwendig, Bolschewist zu werden. Er ist zufrieden; er wird ein gutes Abendessen bekommen. Er hat einen Anzug, der dem des Herrn auf ein Haar nachgemacht ist – in der Fabrik. Fabriksanzug – welches Odium! Aber er weiß von diesem Odium nichts, glücklicher Wilder, der er ist, er fühlt es nicht, also existiert es nicht für ihn. Nur das Selbstbewußtsein erfüllt ihn, ebenso gut zu sein. Seine Frau fährt am Nachmittag im Fordwagen shopping, wie des Herrn Frau; daß sie ihren Car selbst lenken muß, tut ihr nur gut, auch daß sie ihr Dinner selbst kocht; es erspart ihr die Masseurin. Das alles scheinen grob materielle Dinge; aber vergessen wir doch nicht, daß der Hunger und der Neid Menschen zu Bestien machen, und vergessen wir nicht, daß die Kleidung und das Heim die primitivsten, weil naheliegendsten Wege sind, über denen dem Menschen Sinn für Kultur kommt. Ich fasse hier zusammen und kann nicht auf Einzelheiten eingehen, alles das soll natürlich nicht heißen, daß es in Amerika keine armen Leute gibt. Das wäre eine lächerliche Behauptung. Ich fülle hier nicht Statistiken aus, sondern behandle Fundamente, Amerika ist noch mitten drin im Fundamentelegen.

Nun aber noch einmal zu unserem Mann zurück, zu unserem Durchschnittsmann – abends konzertieren für ihn Pablo Casals, Schumann-Heink, die Philharmoniker in seinem Hause, Staatssekretär Hughes spricht für

ihn. Der reichste Mann der Welt kann wahrscheinlich Pablo Casals, Schumann-Heink für einen Abend engagieren, kaum aber Staatssekretär Hughes. Aber hier ist er in einem Fünzimmerhaus! Also: Fabrikware, Maschine, Kino, Radio. Horreurs für den kultivierten, sensitiven Europäer, gewiß. Warum aber eine Gefahr? Kein Künstler braucht zu fürchten, daß sein Saal leer wird durchs Radio, denn wer Schaljapin im Radio hört, wäre wahrscheinlich kaum ins Konzert gekommen. Andererseits aber wird durch das Hören im Radio der Wunsch erweckt, den Künstler in Person zu hören. Wenn man hundert-, zweihundertmal am Viktriola (Grammophon) „O du mein lieber Abendstern“ gespielt hat, prägt sich einem schließlich etwas von der Schönheit ein, und man wünscht die ganze Oper zu hören. Vielleicht ist das Viktriola [Victrola] zum großem Teil Schuld daran, daß die Operngesellschaften in Amerika aus der Erde wachsen. Riesige Entfernungen sind in Amerika, die durch die Vehikel der Kultur, wie wir sie einst in den schönen Zeiten vor dem Radio gehabt haben, nie erreicht werden könnten. Viele Millionen Menschen wohnen dort. Ihnen allen wird plötzlich eine neue Welt erschlossen. Machen wir uns doch einmal klar, daß die Zeit, da Cheops (von dem wir glauben, daß er seit tausenden Jahren tot ist, der aber noch immer atmet) Ungeheures schuf mit Hilfe von hunderten von namenlosen Sklaven, die in der Wüstensonne wie die Fliegen starben, daß diese Zeit endgültig vorüber ist. Wir stehen an der Schwelle einer ganz neuen, wir sind inmitten einer ungeheuren sozialen Evolution. Europa experimentiert sich in diese Zeit hinein und es experimentiert, wie das russische Beispiel zeigt, nicht gut. Aber das russische Beispiel hat auch andererseits gezeigt, wie faul, wie unterminiert unsere Zeit gewesen. Es gefiel uns, gewiß, und wenn wir von Elend und Jammer und Häßlichkeit hörten, hielten wir die Hände abwehrend vor und sagten: Ja, ja, das existiert, aber wir wollen nichts davon wissen. Aber es nützte uns nichts; wir bekamen Jahre voll Elend, Jammer und Häßlichkeit voll zubemessen und wir sind dem russischen Gemetzel nur auf ein Haar entronnen. Der Gestank aus übertünchten Gräbern wird früher oder später ruchbar.

Einer der bedeutendsten, ja, vielleicht der bedeutendste Amerikaner der Epoche ist jener, der in seinen Betrieben solchen Wochenlohn zahlt, daß der Arbeiter mehr haben kann, als bloß trockenes Brot. Dies nicht aus Idealismus, auch nicht nur als Propagandakunststück, aber aus einer mehr schlaun als weisen, ungemein sicheren Vorausföhlung, mit der er Gestalt findet für Dinge, die da kommen sollen. Dieser Mann ist Ford. Ich habe gezögert, den Namen hinzuschreiben, denn Ford hat in Europa schlechtesten Ruf als der Protagonist des Tailorsystems, der äußersten, verblödenden Spezialisierung der Arbeit. Man kann eben nie ein Glied aus einem komplizierten Mechanismus, wie es ein Industriesystem ist, herausgreifen und einzeln betrachten; da muß man falsche Schlüsse machen. Gut und schlecht- das Kapitel Ford ist ein Kapitel amerikanischer Kulturgeschichte. Was aber nun den Laufjungen betrifft – es muß auch Laufjungen geben, warum sollen sie Ausgeworfene sein, weil sie nur Laufjungen sind? Es wäre entsetzlich, wenn die Welt nur aus Universitätsprofessoren und Bankiers bestände. Ich bin weder Bolschewistin noch Sozialistin, lediglich Amerikanerin – in diesem Sinn – und als solche sage ich: Jeder, wo immer er geboren ist, soll die Möglichkeit haben, sein Leben auszugestalten; die Möglichkeit, die Zeit, zu lachen. Das wollen wir vor allem wieder können: lachen. Dann werden wir weiter sehen. Und alle wollen wir lachen, nicht nur die lachen sehen, die – wie eine amerikanische Phrase sich ausdrückt – auf der richtigen Seite der Straße geboren sind.

Ja, wird man sagen, in Amerika ist das leicht, allen den Leuten geht es eben einfach materiell besser. Aber das ist es keineswegs, was den Unterschied so fundamental macht. Er liegt tiefer, dort, wohin die gleißende Politur des Geldes nicht mehr reicht. Diese Lemuren: Jazz, Fabrikware, Maschinen, Talmikunst – sie sind Quartiermacher, sie sind nicht Amerika. Es mag ja uns, die wir Heldenverehrer sind und die Persönlichkeit über alles schätzen, gleichgültig sein, ob Millionen Menschen wissender und lachender werden. Menschen, für die wir uns von vornherein, weil sie in Bildung unter uns stehen, nicht interessieren. Aber es ist für das Wesen der Dinge, für die Formung der Zeiten nichts weniger als gleichgültig.

Ich ging einst in der Sonntagsmenge von Coney Island, dem größten Volksvergnügungsplatz der Welt, mit einem sehr gereisten, Amerika sehr skeptisch gegenüberstehenden Europäer, der sagte zu mir: „Diese Mädchen sind alle nett gekleidet, sie sehen alle gut und hübsch aus. Wie machen sie es?“ Nun, darauf könnte man mancherlei Antwort geben, aber unter anderm auch das: Ein nettes, einfaches Kleid kann man billiger in Newyork kaufen als irgendwo anders, obwohl Newyork zu den teuersten Städten der Welt gehört, vorausgesetzt, daß man die Durchschnittsstatur hat. Dank der Fabrik. Wenn mein Geschmack darüber erhaben ist, so kaufe ich es einfach nicht. Daß die Fabrikware Geschmack verdirbt, ist durchaus unrichtig. Das Gegenteil ist der Fall, denn bei Leuten, die sich mit Fabrikware Genüge sein lassen, ist kein Geschmack zu verderben, höchstens einer zu entwickeln. Und dabei muß man immer von unten anfangen, nicht von oben. Es hat wenig Sinn, wehmütig der Tage zu denken, da man in der Beschaulichkeit eines geruhsamen Lebenstaktes kunstvolles Hausgerät und Gewänder ersann und sie bedächtig und fürsorglich für langes Dienen in die Welt setzte. Jedes Jahrhundert hat seinen Inhalt und seine Aufgaben, und wo hinaus und hinauf die phänomenale Basis, auf die unseres gestellt ist, sich auswachsen wird, das können wir heute wohl gar nicht ahnen.

Aber man fühlt es hier am Herzen Amerikas mit größerer Gewißheit als hinter Europas Zaunburgen, daß auf den Kämmen dieses, mit barbarischen Kräften geschwellten Stromes der „Monotonisierung der Welt“ neue und große Werte herangetragen werden mögen, daß sie herangetragen werden.

## ***Dollar und Ideale.***

Newyorker Brief an den Kronenfreund.

Lieber Dick! Seit mir in diesem Land der Überraschungen und Gegensätze die Augen aufgegangen sind, sitze ich beständig zwischen zwei Feuern, die mich flammend bedrängen, fleißig geschürt von Leuten drüben, von Leuten herüben. Von Europa her zischt glüht und prasselt es wie Ätnalava auf die unschuldige Platte meines Schreibtisches. Briefe, Nachrichten, Worte. Worte der lächelnden Überlegenheit, heimlichen Neides, stolz-trotziger Überhebung im Gewande der Ironie; Mißverstehen, Worte des Vorurteils, des ätzend Brennenden.

Das andere Feuer, das mild flackernde? Es ist ein Licht, daran ich ein erstarrtes Herz wärmte. Es ist der Idealismus des Dollarlandes, den ich so gar nicht erwartet hatte.

Lass' Dich, lieber Dick, von der Vehemenz dieser Introducttion nicht nervös machen. Lass' mich nur eine halbe Stunde lang entrückt sein dem tollen Gejage, dem Krächzen und Gesurre unzähliger Vehikel, die eng gepackt Menschenfrachten tragen, losgelassen aus Tausenden von türmenden Wolkenkratzern. Staub, Geplärr, Geknatter, Gedrohne, Geklinge, Gepfeife; herausgehoben aus einer Menge, die die Barbarei des Lärms genießt als Ausdruck von Vitalität. Und über dem allem brütend die backende Spätnachmittagssonne – ein Hexensabbat ist diese Stunde zwischen 5 und 6 Uhr in Manhattan-Newyork, wenn alles rennet, rettet, flüchtet – unter der Erde, auf der Erde und – wie bald! – über der Erde.

So, es ist schon besser, mit dem Blick auf das grüne Jerseyufer da vor meinem balkon, das sanft emporsteigt aus dem silbernen Glanz der Hudsonwellen. Donauerinnerungen flackern empor, Nußdorf, Kahlenberg, Klosterneuburg – na also: Die Hochspannung des Dollarerjagens herabgemindert zur geruhsamen Wiener Stimmungseligkeit. Und nun zu meinem Brief, das heißt, vorerst zu Deinem.

„Ich danke Dir für die hübsch illustrierten Zeitschriften. Die Geschichten rangieren unter Marke „Marlitt“, allerdings sind sie von einer erstaunlichen Technik; darin exzelliert ja der Amerikaner, die Upanischaden sind ihm freilich verschlossen.“ Und da: „Ich bemerke in Deinen Briefen eine auffallende Vermaterialisierung, die mich allerdings umso weniger überrascht, als ich ja von Anfang an gefürchtet hatte, daß auch Du schwach genug sein wirst, dem Einfluß der Atmosphäre zu erliegen.“

„Aha . . . als ich ja von Anfang an gefürchtet hatte.“ Da hab' ich Dich, da hab' ich Euch alle. Denn dies ist der Refrain, den mir alle Briefe singen, dieser unerschütterliche, in harten Marmor gehauene Glaube vom amerikanischen Materialismus, der ohne Blick zur Höhe, ohne Sehnsucht nach den blauen Bergen seine Tage verbringt, dollarjagend, dollarzählend, an die Erde geklebt. „Und wohnen dort Haß und Gewalt und Vorurteil, aber das größte dieser drei ist Vorurteil.“ Ein paar tausend Jahre alt ist dieser Spruch, und wahr damals wie heute. Vor drei Jahren hätte ich – europäisch pessimistisch – die Achseln gezuckt und gesagt: Unverbesserliche Welt! Heute denke ich: Was sind ein paar tausend Jahre? Ein Moment der Evolution der menschlichen Seele. Und die menschliche Seele, sie bewegt sich doch! Vorwärts, aufwärts. Du lächelst, Du schüttelst den Kopf, Du zeigst auf Deine alten Inder, auf Deinen Theokritus, Du meinst, wir stehen heute dort, wo wir damals gestanden, nein, tiefer, zurückgeworfen in Barbarei? Ein paar überragende Weise machen mich nicht irre. Ja, lieber Dick, ertrage es: heute komme ich einmal mit Idealismus. Ich hoffe, Du hast meinen letzten Brief noch nicht vergessen, in dem ich Dir ein paar Schleier in bezug auf Amerika vom gläubigen Gemüt gezogen habe, und verdächtigst mich daher nicht der geschmacklosen Hofmacherei. Schließlich sage ich nur das, was Ihr ja alle wißt; hier ist ein Volk, ein ganzes Volk, das etwas getan, das noch nie, soweit die

Geschichte reicht, getan worden: es hat den Feind gespeist. Die Tätigkeit der amerikanischen Relief Workers steht einzig da. „Das Werk eines Idealisten, einer Gruppe von Idealisten, vermischt mit ganz gewöhnlicher Geschäftsmacherei,“ hör’ ich Dich sagen. Zugegeben. Jede gewaltige Bewegung bedarf der Führer. Aber ein Werk, das Millionen umspannt, ja fast den ganzen Globus, das Millionen verschlingt, kann von einer Gruppe allein nicht gehalten werden. Es ist der Geist, der dahinter steht; der hält es. Von diesem Geist hatte ich nichts gewußt, als ich von den Kindern in Wien Abschied nahm, deren Wangen röter und voller geworden waren vom amerikanischen Weißbrot und Kakao, als sie mir wieder und wieder aufgaben, nur ja drüben zu sagen, daß doch der Kakao wieder so gut werden sollte, wie er anfangs gewesen und das Weißbrot so reichlich. Du glaubst, ich schwärme, weil die Sonne eben glühend hinter die Jerseyberge sinkt, eine Ozeanbrise kühlend über meinen Lug-ins-Land- Balkon bläst und ober mir in die Stille des Abends hier am vierzehnten Stock ein großer Vogel rattert, das neue Lufttaxi, das eine Ladung „müder Businessmen“ ins rauschend- elegante Atlantic City bringt, für einen Dollar die Minute oder thereabouts.

Nein, ich habe nicht die Absicht, mich lächerlich zu machen und zu behaupten, daß jeder hier ein Idealist sei; und des Volkes Stimmung ist wie ein Rollerkahn: sie kippt leicht um. Hüben wie drüben. Es war ein Mann der höchsten Intelligenzklasse, der mir ärgerlich sagte: „Was haben wir nach Deutschland und Rußland zu laufen und unser gutes Geld an diese Müßiggänger wegzuwerfen. Wenn wir Amerikaner uns doch um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern würden.“

Freilich, dieser Mann war Republikaner (die politische Partei, die den Demokraten entgegensteht und der Einmischung in europäische Angelegenheiten) und seine Hände noch warm vom Wählen im Anti-Wilson- Zorn (1921). Politik ist immer beschränkt. Aber auch er wurde still und stumm, als ich ihm antwortete: „Ist es nicht mehr als Geldeswert, daß Amerika für alle Zeiten den Ruhm beanspruchen darf, eine nie dagewesene Tat der Menschlichkeit getan zu haben?“

Und Feinde! Glaubt nur nicht, daß wir nicht wirklich Feinde waren für die Amerikaner. Noch zwei, noch drei Jahre nach dem Friedensschluß spürte ich dies hier wohl an manchen Ecken; und trotzdem fand dieses junge Volk die Größe der allumfassenden Geste: jedes Kriegsbekanntnis, jede Rasse, jeden Glauben vor der Grenzenlosigkeit der Hilfsidee beiseite zu setzen.

Und warum haben die amerikanischen Mütter, diese gescheiterten Frauen mit dem guten, geraden Hausverstand, ihre Söhne auf die europäischen Schlachtfelder geschickt? Wir haben es ja drüben so lange nicht glauben wollen, daß sie es tun würden und wir haben ja lange nicht gewußt, daß so viele, so viele in Frankreich waren. „Wallstreet mußte sein investiertes Geld retten, es mußte B sagen, weil es A gesagt hat.“ Möglich, ich weiß es nicht, ich werde mich hüten, mich auf diesen heißen Boden zu begeben. Aber ich weiß, wie erstaunt ich war, die Leute hier über diesen Punkt reden zu hören. Wenn ich sage „Leute“, so meine ich nicht jenen Kollegepräsidenten, der – ein Märtyrer seiner idealen Ansichten – zur Resignation gezwungen wurde, nicht jenen Verleger und Schriftsteller, der kürzlich einen Preis von 100.000 Dollar für eine ausführbare Idee zur Sicherung des Weltfriedens gestiftet hatte – ein Ding, das keinem der reichen Leute Europas noch eingefallen ist, und dieser Mann gehört nicht zu den Magnaten des Reichtums; ich meine nicht Wallstreetbrokers, Columbiaprofessoren oder Bewohner der oberen Fifth Avenue in Newyorks Nobelviertel. Überhaupt möglichst nicht Newyorker; wenn man ein Bild Amerikas bekommen will, soll man nicht von Newyork aus urteilen, denn dieses ist die wenigst typisch amerikanische Stadt; aber Durchschnittsbewohner der unzähligen Städte und Städtchen im Innern Amerikas, dieser Städte mit den abenteuerlichen und oft so wunderlich unkongruenten Namen – denn was soll man zum Beispiel von einem „Palmyra“ denken, in dem keines der schnell gebauten Holzhäuser älter ist als ein Menschenalter, oder von einem „Madrid“, das nie einen König gesehen? Die Leute in diesen Städten wohnen alle, fast alle, in einem eigenen, wenn auch

bescheidenen Haus und wissen von Europa nicht viel mehr, als daß es irgendwo auf der Landkarte ist. Eine junge Frau steht vor mir, Gattin eines wohlhabenden Fabrikanten und Harvard Graduates; wir saßen beide in der weißen Küche ihres sechszehnzimmerigen Hauses und sortierten Ananaserdbeeren aus zwei großen Körben zum Einsieden. Ich hatte gegen das Erdbeereneinsieden gemurrt und sie begann mir von Grundsätzen zu erzählen, in denen die amerikanische Jugend erzogen wird, mit vor Begeisterung glühenden Augen: „Was immer Du machst, mach' es zum besten.“ Und solche Dinge, wie das folgende, das Europäern, wenn nicht als Phrase – was nicht standhält vor dem Enthusiasmus dieser Menschen – so als entzückende Naivität erscheinen muß: „Du brauchst Dich nicht zu ängstigen, denn, wenn Du nur die richtige Arbeit richtig und gewissenhaft tust, dann wird alles Dein werden, das Dir zukommt.“ Und vom Kriege: „Ja, wofür hatten wir sie denn hinüberschickt, als für die Freiheit und um einem Freund zu helfen, der in Not war. Es war auch unsere Pflicht, es zu tun, unsere heilige Pflicht, als wir sahen, daß der Despotismus des Kaisers siegen könnte.“

Und Ihr, Ihr sollt uns danken, daß wir das taten!“ Diese Frau wußte nichts von Wallstreet, sie war 2000 Meilen weit von Wallstreet und hatte es nie gesehen. Dann, ein andermal: „Ich sollt' ja den Salon neu tapezieren lassen, aber ich tu's lieber nicht, Geschäfte gehen ja so schlecht und so viel, so viel Arbeitslosigkeit (Frühjahr 1921)! Aber das haben wir Euch zu danken, weil Ihr diesen Krieg angefangen habt, den Deutschen und den Österreichern haben wir das alles zu danken. Und Ihr jammert? Aber wie kommen wir dazu?“

Am vorhergegangenen Tag hatte ich ihr von dem Elend drüben erzählt. Am Abend kam sie nun mit einer ganzen Ladung von Kostümen, Mänteln, Kleidern, gut erhaltenem Zeug: „Glauben Sie, daß die Leute da drüben es brauchen könnten, es wird ja nächsten Winter auch noch nicht viel besser sein und die Mäntel sind warm, ich bin zu Mrs. Beardsly hinausgefahren, um sie zu bitten, mir auch was zu geben, und Miß Glencoe gab das braune Kostüm. Ich hatte ja Miß Glencoe nie angegangen darum, denn ihr Bräutigam ist von einem Deutschen in Frankreich erschossen worden, aber sie hat zugehört, als ich Mrs. Beardsly erzählt habe von dem Elend da drüben und sie hat so geweint.“

Mir sank das Herz; ich dachte an die Millionen von zerbrochenen Existenzen, an den Jungle von Gemeinheit, den Gier im Kriegsfolge auf Blumenwiesen des Friedens gebrütet hat; und ich dachte an den Hunger; und an das langsame und schreckliche Vergessen des bis an den Hals in Elend steckenden Individuums, das Vergessen darauf, daß in Schönheit und Liebe zu leben ein Recht des Menschen ist. Aber ist es recht, zu denken: was sind ein paar Kleider aus dem ungeheuren Reichtum Amerikas? Und wieder schwärme ich: Es ist die Güte des Gedankens, der Wert des Impulses. Es ist die Geste des Kindes, das sein Butterbrot in Hälften bricht und dem hungrigen Kind auf der Straße die eine reicht; wie soll es wissen, daß diesem, ach so wenig, geholfen ist mit zwei Bissen?

Diese Leute wissen nichts von Europa und sie interessieren sich auch, im Grunde genommen, gar nicht dafür. Es ist ihnen wesentlich fremd. Ihre Kultur, obwohl aufgebaut auf Europas alter Kultur, ist die Kultur einer zukünftigen Ära, eine Kultur in ihren ersten Anfängen, mit großartig angelegtem Grundriß und vollständig verschieden von der Europas, zumindest von der des Vorkriegseuropa. Dies wissen wir nicht, wenn wir herüberkommen, und es nach und nach lernen, heißt den Schlüssel erlangen zum Verständnis dieses riesenhaften und so wunderbar souveränen Landes. Dabei darf man nie vergessen, daß es große, grundlegende Striche sind, die wir wahrnehmen, und nicht das Filigranwerk tausendjährigen Bemühens. Der hundertjährige Senator Cole sagte, daß Amerika heute viel amerikanischer sei, als vor fünfzig Jahren, amerikanischer in bezug auf Europa, weiter entfernt davon als es vor fünfzig Jahren war. Die Amerikaner reisen heute zahlreicher nach Europa als je; aber sie gehen nach Europa, wie man in den Zoo geht, nicht wie



der Amerikaner der älteren Generationen, um zu kopieren und geistig zu genießen. Europa und der Europäer hat für den feinen Amerikaner der älteren Generation immer noch einen Beigeschmack von etwas Exquisitem, er schätzt es wie die Blume edlen Weines. Die Generation aber, die heute am Ruder ist, die läßt Europa gleichgültig. Die Amerikanerin mag sich den Hals ausrecken, um eine pariserisch angezogene Pariserin zu sehen, aber sie zieht ja dann doch wieder ihre Schuhe an mit den niedrigen Absätzen und den Sweater über die Lingeriebluse, wenn Sweater und Lingeriebluse – nach europäischen Begriffen – ganz und gar nicht am Platze sind.

Da ist Knute Harborg, der naturalisierte Schwede. Er arbeitet hart und schwer, denn er ist ganz ungebildet, sein Englisch ist schlecht; aber seine Kinder müssen die beste Erziehung haben, sein ältester Sohn war in Flandern gefallen. Ich begann mit ihm über den Krieg zu sprechen, und ich erwartete Verwünschungen zu hören, bitteren Schmerz. Nichts von alledem. Der Krieg war für ihn nur ein Grund mehr, Amerika wunderbar zu finden, die Erhaltung der Freiheit nicht zu teuer erkaufte mit dem Leben seines Sohnes. „Wären wir nicht hinübergegangen, so wäre der Kaiser jetzt hier. Aber wenn die Deutschen und der Kaiser gesiegt hätten, da wären meine Kinder ja nichts als Kinder von Sklaven.“ Anfangs erschien mir, was diese Menschen sagten, von meinem blasiert-skeptischen europäischen Standpunkt aus so unendlich naiv, aber nach und nach begann ich die Kraft dieser Ursprünglichkeit zu erkennen und zu bewundern und sie erschien mir wie ein Licht über dem Abgrund. „Ja,“ wird man mir einwerfen. „Zeitungen! Propaganda der Demagogen, geschickt gewähltes Schlagwort: Freiheit.“ Es ist kein Gegenbeweis, es ist dem kein Gegenbeweis, der diese Menschen hat darüber sprechen hören, der sie lachen und arbeiten gesehen hat. Die Zeitungen, die einzige Lektüre von Millionen, sind ein Geschäft, ein amerikanisches Geschäft, und als solches so geführt, daß das Publikum gemäß dem amerikanischen Grundsatz: „Give the best possible service“, gerade das bekommt, das es erwartet, und wenn die Zeitungen etwas von ihrem Publikum wollen, dann wissen sie genau, was sie zu rufen haben, um Wiederhall zu finden.

Wenn man aus der blutenden Zerrissenheit Europas nach Amerika kommt, so todmüd' des ewigen nutzlosen und tödlichen Haderns der Nationen, des kreischenden Feldgeschreis der Parteis Schlagwörter, die ins Mark der Menschen greifen, des gegenseitigen wölfischen Zerfleischens, dann fallen Worte, die von der Universalität der Idee sprechen, auf dankbaren Boden. Man sieht es wie ein Wunder Gottes an, daß hier Deutsche und Franzosen, Engländer und Türken, Böhmen und Ungarn, Russen und Juden, Italiener und Jugoslawen friedlich mit- und nebeneinander leben, arbeiten und streben im Lichte des Menschlichkeitsideals der großen Republik. Kooperation! Nicht, daß jeder einzelne lebte im vollen Bewußtsein dieses Ideals; die Masse des amerikanischen Volkes sind Farmer, deren geistiger Horizont naturgemäß beschränkt ist – obgleich ihre Bildung bedeutend höher als die des europäischen Bauern – weswegen ich mich hüte, das Wort „Farmer“ mit „Bauer“ zu übersetzen. Dann die Masse der Industriearbeiter, skilled and unskilled, unter ihnen viele naturalisierte Amerikaner, Amerikaner der ersten Generation, Eingewanderte. Diese sind oft nicht fähig, grammatikalisch zu sprechen oder zu schreiben, weder in der Sprache des Landes, in dem sie geboren, denn die haben sie vergessen oder nie recht gekonnt, noch in der Sprache ihres Adoptivlandes. Ein erwachsenes, untrainiertes Gehirn erlernt eine Sprache schwer, und die Fabrik ist nicht der Ort, um akademisches Englisch zu hören. Aber sie hören gutes Englisch in der Abendschule; da sind Eingewanderte aus allen Ländern Europas, manchmal auch Asiens. Eine Lehrerin, immer eine Lehrerin, nie ein Lehrer, meistens eine Freiwillige, eine Dame, die Zeit und Bildung hat, und noch etwas, das fast wichtiger ist als diese beiden: *Enthusiasmus*. Hätte sie diesen nicht, und im höchsten Maße, würde die das Hasenpanier ergreifen beim ersten Blick auf ihre Klasse. Aber sie steht lächelnd unter dieser Schar mit den schwieligen Händen, mit den oft so niedrigen

Stirnen, dem dumpfen Blick, den sie herüberbringen aus Generationen armseligen Lebens in Niedrigkeit. Sie erklärt, fragt, beantwortet, unermüdlich, tausendmal dasselbe; jeder einzelne fühlt, daß sie nur für ihn allein da ist, und daß es eine persönliche Freude für sie ist, wenn er etwas zustande bringt. Wenn nicht ihr Lächeln wäre und der Glanz des Enthusiasmus in ihren Augen, hätte mancher ja schon am ersten Tag verzweifelt. Aber ihr Enthusiasmus gibt Glauben, weil er aus Glauben entspringt.

Glauben, woran? Glauben daran, daß Amerika groß ist und wunderbar, und daß es das Land der Freiheit für alle ist, des menschenwürdigen Lebens für alle. Keine Gelegenheit für Phrasen gibt es, denn hier sind Worte dasjenige, das am wenigsten verstanden wird. Es ist etwas, das tiefer als Worte, mächtiger, etwas, das einen großen Hintergrund malt, aus dem die wenigen Worte zu kommen scheinen, das aus dem Wesen der Lehrerin strahlt, das eingeschlossen ist im Klassenraum, das in der Luft schwebt, nicht greifbar, doch fühlbar, überall. Es ist der Geist der alten, hochrassigen Gründer Amerikas, der Geist der alten Puritaner, die singend am Plymouthfelsen landeten. Ihr Blick mag eng gewesen sein, und ein großer Teil der amerikanischen Intelligenz steht ja heute Front gegen gewisse Ausläufer dieses Puritanismus; darüber mag man nun denken wie man will, eines ist sicher: sie hatten in vollem Maße das, dessen vollständigen Mangel man dem Yankee immer und immer wieder vorwirft: Idealismus. Und wenn Prohibition und Clean-Book-League und ähnliche Dinge zeigen, daß dieser Puritanismus noch immer lebt und webt, so ist auch andererseits der Idealismus dieser starken und ethisch hohen Rasse nicht ausgestorben. Die in ihrer Einfachheit großen Worte der Declaration of Independence, die mehr als hundert Jahre nach dem Ereignis von Plymouth die Ideale der Republik zu Sätzen kristallisierte, gilt heute wie damals. Diese Sätze haben Amerika aufgebaut. Sie wirken über die Jahrhunderte und sie durchdringen die Millionen, die die Worte selbst kaum schon verstehen könnten.

Am 4. Juli, dem größten Feiertag, dem Tag der Declaration of Independence, gab es ein Fest in der Abendschule. Da war ein Programm, das Darbietungen der Schüler brachte. Gedichte, Lieder, Scherze; eine Rede, die hielt einer, der vor zwei Jahren selbst Schüler gewesen war. Drunten steht ein Automobil, mit dem er gekommen ist. Frau und Tochter haben neue Seidenkleider. Und dann ist Musik da und Tanz und – selbstverständlich Sandwiches, Kuchen und Icecream. Die Heimat ist ja doch schließlich die Heimat, nicht wahr? Und die Sprache und alles so anders, und manchmal, ja, doch so schwer. Aber well. . . Amerika ist so reich. Ja, Kuchen und Icecream, so viel jeder haben will, umsonst. Von der Wand aber, aus einem schwarzen, lächerlich einfachen Rahmen sieht ein Mann herunter auf das Lachen, Treiben und Singen, aus tiefgütigen und, trotz der Sonne genialer Menschlichkeit in ihren, ein wenig traurigen Augen, wie sie alle großen Idealisten haben; jener Mann, der gesagt hat – ein Wort, das der Alten Welt heute so bitter nottäte – : *With charity to everybody, with malice to nobody* (Güte für jeden, Haß gegen keinen), und von dem man gesagt hat, daß niemand sich vorstellen könne, daß irgendwer sein Diener sein könne, da dieser vom ersten Augenblick an sein Gefährte sein würde. Abraham Lincoln aber, der da aus seinem schwarzen Rahmen von der blanken Schulwand herablächelt, unelegant, unpretentiös, ein Landknabe aus Kentucky, ein Autodidakt, ohne den geringsten Hintergrund von „dollar“, er ist es, in dem der Amerikaner den größten seines Landes verehrt, in dem der Amerikanismus in seinem edelsten Sinne personifiziert ist, der herabgestiegen ist, wie es die Großen dieser Erde hie und da tun, aus einer Region irgendwo über den Wolken, wo wir unsere großen und guten Gedanken herholen.

## ***An die Damen.***

(Ein Extemporieren in praktischem Amerikanismus.)

Meine Damen, dieser Brief ist für Sie und nur für Sie allein; lassen Sie keine Herren der Schöpfung kiebitzen. Dies soll nicht heißen, daß ich nun daher gerasselt komme in militantem Suffragettenstil. Sie werden sehen, daß das gerade Gegenteil der Fall ist. Auch habe ich in den Falten meines Kleides keinen jener Revolver stecken, mit dem die Amerikanerin so geschwind und nonchalant einen treulosen Liebhaber niederzuknallen pflegt. In der Tat, ich bin gegen Ihre männliche Umgebung – für mich kurzweg und etwas vag, der „europäische Mann“ – durchwegs versöhnlich gestimmt, nicht nur in der Milde, die Perspektive über die Dinge des Erlebens gießt, aber in der, vom absoluten Standpunkt aus oft ungerechten Schätzung, die Art für Art hat. Um Ihnen diese letzte Bemerkung mundgerecht zu machen, muß ich meine Einleitung mit einer Illustration unterbrechen.

Vom Fenster einer Villa in einer eleganten Vorstadt Chicagos sah ich einen Freund des Hauses, einen bekannten Arzt, einen Stoß Servierplatten keuchend über den tadellos gepflegten Kiesweg in sein Auto tragen. Die Sache war einfach: Seine Frau hatte die Damen ihres Klubs zum Lunch eingeladen und borgte sich die zwanzig Platten von ihrer Freundin. Da das Tragen einer Last nicht Sache eines Dienstmädchens sein kann, war der Herr des Hauses mit dem Transport beraut. Die Dame, die mit mir aus dem Fenster sah, fragte mich, warum ich lächle; auf meine sehr vorsichtige Erklärung antwortete sie: „Well, wir möchten unsere Männer nicht tauschen gegen die Eueren!“ Ich mußte ihr zugestehen, daß sie recht hatte, denn der Verlust konnte nur auf ihrer Seite sein. Der Ausspruch aber machte mich gedankenvoll. Als ich denselben Gentleman später bei einer sehr feierlichen Gelegenheit im Zylinder sah, hatte ich Mühe, dem sehr eleganten Herrn den Zylinder zu glauben.

Das ist nur ein Beispiel, und ein ziemlich triviales. Jedoch – es ist ein erleuchtendes Blitzlicht. Es ist dies ja mein erster Brief an Sie; wenn ich einmal weiß daß ich Ihnen trauen kann, dann werden wir mitsammen öfter, sofern Sie interessiert sind, auf diesen lehrreichen Zwischengründen grasen.

Für heute vorerst dies, meine Damen: Für eine eventuelle Reinkarnation beeilen Sie sich, Ihre Vormerkung als Amerikanerin eintragen zu lassen, denn man mag über Amerika Falsches und Horrendes berichten so viel man will, eines ist und bleibt wahr: es gibt heute kein Land unter der Sonne, in dem es die Frau besser hätte.

Ihre Koffer packen und herüber kommen? Nein, damit ist es nicht getan. Die Amerikanerin ist Amerikas feinstes Produkt. Es ist ein unfertiges Produkt, wie so vieles hier, unfertig deshalb, weil es groß, weil weit geplant; nicht unfertig aus Nichtvermögen. Aber sie ist ein bodenständiges Produkt, eins, das nicht importiert werden kann, um hier mit der Sterlingmarke versehen zu werden. Madame, das Geheimnis der Amerikanerin können Sie weder in Seidenpapier gewickelt am Ladentisch bekommen, noch vermag es Ihnen der Hafenbeamte von Newyork zwischen die Blätter Ihres Passeports zu schieben, wenn er ihnen diesen revidiert zurückgibt. Man muß damit aufgewachsen sein. Allerdings, Sie können etwas davon mit der Luft einatmen, und so kommt es auch, daß ich Ihnen davon erzählen kann. Denn sehen Sie, dieses Geheimnis ist, was die englische Sprache einen „State of mind“ nennt, eine Seelenkonstruktion, eine Temperamentsache, wenn Ihnen dies lieber ist, da es ja doch für das prachtvolle . . . „mind“ kein deutsches Wort gibt.

Wenn der Amerikaner in seiner geliebten Superlativsprache sagt, daß die Frauen seines Landes die schönsten der Welt seien, so hat er in mancher Hinsicht recht. Bitte, meine Damen, keinen Stein zum Wurf auf mich zu heben, bevor Sie mich zu Erde gehört. Ich sage, in mancher Hinsicht, denn unter uns gesagt, es

gibt Dinge, die als Begleiter und Ersatz der Schönheit entzückender sind als diese, und die sind der Amerikanerin noch nicht geoffenbart. Aber es sind Dinge eines Zeitalters, das Jahrhunderte hinter uns liegt – wenn es auch in Wahrheit kaum zehn Jahre sind – des Vorkriegszeitalters. Drüben in Europa ist der Krieg darüber hinweggestürmt, wie die Marseillaise über gepuderte Locken. Da ist Weh, ist Bruch, ist Resignation; ist langsames Sich- Aufrichten, Sich-die-Augen-reiben, die sich ans neue, ans so ganz andere Licht schwer gewöhnen. Hier war kein Bruch, hier wuchs und wächst es zur glücklichen Vollendung und Ausrundung. Die Amerikanerin ist schön, weil sie natürlich, frei, selbständig, und vor allem, weil sie glücklich ist; glücklicher als alle anderen Frauen der zivilisierten Welt. Sie kennt nicht Resignation, dieses Gift, das die Frau alt macht mit dreißig. Sie kennt es nicht weil sie sich Interessen schafft neben jenem Einzigen, um das sich für die europäische Frau die Welt dreht: dem Mann. Diese blüht oder siecht in seinem Schatten allein; die Amerikanerin flirtet und heiratet gerade so gern wie die Europäerin; sie kann einem Gefühl ebenso viel und ebenso intensiv opfern; sie ist die beste Mutter; aber sie geht auch gerne tanzen. Wenn sie den ganzen Tag oder eine Reihe von Tagen vom Mann allein gelassen wird, dem Business alle Zeit nimmt, so findet sie sich eben was anderes zu tun, als bloß auf ihn zu warten. Sie findet Vergnügen an einem Frauenklub, der unter irgendeinem Vorwand besteht, trotzdem dort ausschließlich Frauen verkehren, was für die Europäerin von vornherein eine totgeborene Sache wäre. Sie arrangiert, organisiert, protegirt, gibt Gesellschaften – alles ohne den Mann. Sie freut sich, wenn er dabei ist, aber wenn nicht – all right! Sie läßt sich deshalb ihr Vergnügen nicht verderben.

In der Tat, es berührt die Europäerin merkwürdig, wenn sie sieht, wie ganz ausgezeichnet sich die Amerikanerinnen untereinander und miteinander unterhalten. Die Amerikanerin nimmt oft eine Stellung an in Business, Literatur oder in Mode, nicht so sehr, weil sie finanziell dazu gezwungen ist, sondern weil es ihr Gelegenheit gibt, dem Leben und seinem Puls näher zu sein, den Horizont ihrer Mentalität zu erweitern, mit einem Wort, aus der Enge des häuslichen Lebens, in das der Mann sie mit Dornröschenhecken der Romantik gebannt, den Weg in dasselbe Leben zu finden, aus dem der Mann zu ihr kommt. Nimmt sie keine Stellung an, betätigt sie sich irgendwie sozial oder künstlerisch oder bloß gesellschaftlich, aber dies auf viel breiterer und selbstständigerer Grundlage als die Europäerin.

Wie oft habe ich drüben in Europa gehört, daß die amerikanischen Frauen so sehr gebildet sind, daß sie oft viel wissen; ich erinnere mich da besonders an die Vorlesung einer bekannten nordischen Schriftstellerin. Dies ist allerdings der erste Eindruck, den man nachher etwas modifiziert. Sie verblüffen eine durch die Sicherheit ihres Urteiles, durch die Klarheit ihres Blickes, durch die Selbstverständlichkeit, mit der sie an Aufgaben gehen, die wir gern drüben den Männern überlassen, zum Beispiel auf finanziellem Gebiet, Verwalten eines Vermögens, Transaktionen – es kommt nicht selten vor, daß eine Frau das Geschäft nach ihres Mannes Tode übernimmt und vorteilhaft weiterführt.

In einer kleinen Stadt im Staate Iowa kannte ich ein vierundzwanzigjähriges Mädchen, das sich im Laufe von zwei Jahren zum Haupt einer Gesellschaft emporgeschwungen hatte, die vierundzwanzig Omnibuslinien im Staate einführte, womit sie sich in einen Kampf auf Leben und Tod mit drei mächtigen Eisenbahnkompagnien verwickelte, in dem sie Siegerin blieb.

Um zur Bildung zurückzukehren – in dem Sinne, wie wir das Wort verstehen, ist die Europäerin entschieden gebildeter als ihre Schwester jenseits des Ozeans. Sie kennt sich aus in Literatur, Musik, spricht mehrere Sprachen, kennt die Namen der Großen dieser Welt, Vergangenheit und Gegenwart, spielt Klavier, singt. Die Amerikanerin spielt zu viel Basketball und Tennis im College, tanzt auch sehr viel und flirtet genügend. Und schließlich hat der Tag auch in Amerika nur 24 Stunden. Wenn sie irgend etwas zu tun beginnt in einem der obengenannten Ressorts, versteht sie höchstwahrscheinlich nichts davon. Aber sie steht mit beiden Füßen

auf dem Boden, hat Selbstvertrauen und Common sense (natürliches, gutes Urteil), Fleiß und Ausdauer. Und sie ist gewohnt, ihren Mann zu stellen, sei es im Vergnügen, Sport oder Beruf.

Nichts kennzeichnet dieses Selbstvertrauen, dieses Wissen um die Dinge, auf die es ankommt, besser, als der Anblick einer eleganten, parfümierten, entzückend angezogenen Amerikanerin am Volant ihres Automobils; und wenn während der 9 Kilometer, die sie zu ihrer Villa zurückfährt – Villa und Auto sind beides Mittelstandsrequisiten – nachdem sie ihren Mann früh morgens in die Stadt chauffiert, die Notwendigkeit an sie herantritt, ein wenig Mechaniker zu spielen – all right! Sie kennt ihren Wagen!

Nein, die Amerikanerinnen sind durchaus nicht gebildeter als die Europäerinnen, sie sind aber weniger Mimosen, weniger Epheu, als lachende, blühende Mohnblumen, die an allen Ecken und Enden emporstreben, lustig übers Feld hinschreiten, Hand in Hand. Und ich denke an die herzerreißende Traurigkeit im Flehen der Grillparzerschen Medea: „Jason, ich weiß ein Lied.“

Arme Medea! Das Wissen um das Lied hat ihr ein paar wonnevolle Tage gegeben, aber das Lied konnte sie nicht retten vor Verzweiflung. Die Amerikanerin ist nicht Sklavin, der man schöne Dinge lehrt, damit sie den Herrn erfreue; sie ist nicht Rippe, nicht Teil; sie ist sie selbst, deshalb ist ihr Lachen so anders. Es kollert von den Lippen wie Kirschen vom Baum. Es sagt: Ich bin ich und ich freue mich, daß ich ich bin. Und die Amerikanerin ist nie Magd. Sie ist Königin und Kameradin. Sie hat die Fesseln asiatischer Hörigkeit definitiver abgeschüttelt, und mit mehr selbstverständlicher Nonchalance, als es die Europäerin, deren feinere Seelenkultur ihr kontinuierlich Fallstricke sind, je vermochte. Nicht von der Grande Dame ist hier die Rede; diese ist ein Produkt internationaler Prägung und bleibt ihrer Marke treu so ziemlich überall in der Welt; wie die Grand Hotels. Nicht von denen, die man mit Orchideen beschenkt und denen die Zofe die Schuhe knöpfelt. Aber von den vielen des glücklichen Durchschnittes spreche ich, der ja in Amerika noch ausgiebig vorhanden ist. Die Frauen, deren Buben und Mädchen die zahlreichen College bevölkern, die von 6 bis ½ 7 Uhr auf ihren Mann zum Dinner warten, die wissen, was Strümpfe stopfen heißt, und schließlich – wenn nicht vor der Heirat so doch nachher – lernen, Applepie und Steak zu bereiten, die nachmittags shopping gehen, wenn sie nicht im Business sind, und abends im Theater den Pelzmantel von den Schultern schieben, um sich im Glanz des neuen Kleides zu zeigen. Alle glücklicher Durchschnitt, und doch – Grande Dame! Oder was ist es anderes, dieses Gefühl, wie es die Frau des Arbeiters haben darf, oder des Beamten, oder des Professors, wenn sie am Sonntagspaziergang frank und frei auf dem Kiesweg des Parkes geht und neben ihr der Mann den Kinderwagen schiebt! Schiebt sie doch den Kinderwagen die ganze Woche hindurch, warum soll er es denn nicht am Sonntag tun? Wenn es sie nicht erniedrigt, warum sollte es ihn? Oder wenn er ihr hilft, das Geschirr waschen, damit sie schneller fertig sind für das Kino? Es ist dieser Gedanke, daß Arbeit zu hoch ist für eine Frau und eine andere so niedrig ist für die glanzvolle Würde des Herrn der Schöpfung, so daß nur eine Frau schlecht genug ist, sie auszuführen; es ist dieser asiatische Gedanke, der dem Amerikaner nie kommt, den er nicht kennt. Der Amerikaner kann brutal sein; untreu, ungerecht, egoistisch, eines wird er nie sein: ein Pascha, der sein Nargileh raucht in süßer Ruh', während die Frau sein Feld bestellt.

Und was das erstere betrifft, jene Tätigkeiten, die man zu hoch, zu schwer für die Frau erachtet, so hat der Krieg ihrer Sache da viel geholfen, wie anderswo übrigens auch. Die Frau ist noch immer schlechter bezahlt als der Mann, der die gleiche Arbeit tut, aber einer Frau, die Ambition hat, steht die Welt offen. Sie braucht nicht die Empfindung haben, daß ihr Türen verrammelt sind ihres Geschlechtes halber. Frauen haben hochbezahlte Stellen in Business, und sogar im Staatsdienste beginnt man mit den eisernen Traditionen zu brechen. Cleveland ernannte jüngst eine Frau zum Richter in seinem Stadtgericht, und Miß Mary Barthelme ist Richter im Kreisgericht in Chicago. Frauen sind Reporter, Journalisten und erfolgreiche „Shortstory Writers“,

das sind jene Schriftstellerinnen, die kurze, pointierte Geschichten in den vielen „Magazines“ schreiben. Eine der populärsten Illustratoren dieser Zeitschriften ist eine Frau. Auf Broadway gibt man ein Stück ununterbrochen jeden Tag, nun das zweite Jahr, eine Farce, kecke, charakteristische Striche – eine Frau ist der Autor. Das Stück einer anderen wird als eines der besten amerikanischer zeitgenössischer Theaterliteratur betrachtet. Frauen sind Priester, Frauen sind – selbstverständlich – Ärzte. Ah, wird es Euch Angst und bang, Herren der Schöpfung, wenn Ihr dies lest? Geschieht Euch recht, denn Ihr sollt ja nicht mitlesen! Aber es braucht Euch nicht angst zu werden, die Frau will nur heraus! Und mal draußen, schaut sie sich um, und glaubt mir, sie mag manches probieren, aber – fragt den amerikanischen Mann, der ihr lächelnd zusieht – zum Schluß wird sie ja doch bei dem bleiben, was ihrer Eigenart liegt, und da diese ja doch der des Mannes nicht kongruent, sondern komplementär ist, wird sie dem Manne nicht schaden durch ihre Befreiung aus den Rosenbanden des Hauses, wohl aber der Menschheit nützen.

Euch aber, meine Damen, hör' ich mir seufzend antworten: „Ja, die Amerikanerin hat es leicht. Sie hat einfach nicht die Konkurrenz, die wir haben, das ist alles. Und noch dazu in einem Lande, wo die Psyche des Mannes mit Rücksicht auf die Frau sozusagen historisch so grundverschieden geformt wurde und jene Pioniertage gar nicht so weit entfernt sind, da die Frau in ganz unverhältnismäßiger Minderzahl und daher ein Kleinod war!“

Meine Damen, es nützt ebenso wenig gegen Unabänderlichkeiten Sturm zu rennen, als resigniert die Flinte ins Korn zu werfen und den müden Nacken unters Joch zu beugen. Vielmehr hilft da einzig und allein der echt amerikanische Geist, der mit klarem Blick auf eine Sache losgeht, die wirksamsten und natürlichsten Mittel auserwählt und seine Kraft nun darauf konzentriert, so viel als möglich zu erreichen, sich durch nichts discouragieren läßt. Darum habe ich eine Sache herausgehoben, die Sie erreichen können, meine Damen, wenn nicht über Nacht, so nach und nach; nach der sie streben können: den „State of mind“, das glückliche Temperament der Amerikanerin. Eines, allerdings, ist dazu notwendig, das es auch vor allem war, das die Amerikanerin so stark gemacht hat: Korpsgeist, Solidaritätsgefühl, Kooperation. Die amerikanischen Frauen sind einig. Sie sind auch gegenseitig etwas, sie anerkennen einander, sie helfen einander. Keine Schriftstellerin hat es notwendig, ein männliches Pseudonym zu wählen; keine Frau lächelt das gewisse, leicht spöttische oder herablassende und dabei tödliche Lächeln, wenn von der Arbeit einer Frau die Rede ist.

Und wenn Sie mich noch weiter fragen, wie sie es denn gemacht haben, so lassen Sie mich Ihnen noch etwas sagen – aber ganz leise, denn ich will es mir wirklich mit den Herren nicht ganz verderben – sie haben es nicht mit Logarithmen gemacht, mit Hungerstreiks und mit Doktordissertationen, aber zum größten Teil – mit dem Pantoffel. Exactly, meine Damen. In Amerika hat es keine Suffragetten gegeben, und in England hat man eine ehemalige Schauspielerin ins Parlament gewählt – nicht Christabel Pankhurst. Und es beweist wieder den ganz außerordentlichen Common sense der Amerikanerin, daß sie weiß, daß sie, trotz und mit aller Befreiung, dann am stärksten ist, wenn sie ganz das ist, wozu sie die Natur gemacht hat: Frau. Ich bin nicht mehr erstaunt, wenn ich eine schöne, gepflegte und tadellos angezogene, in allen Künsten erlaubter und graziöser Koketterie erfahrenen Frau begegne und höre, daß sie in diesem oder jenem Konzern ein Einkommen von 10,000 Dollars bezieht. Ich wundere mich nicht mehr, aber ich bin begeistert. Denn, heißt es nicht, der Verwirklichung eines Ideales nahe zu sein, wenn die Frau die schönen Eigenschaften ihres Geschlechtes beibehält und im Leben dem Manne wissend und helfend gegenübersteht, eine Kameradin? Wenn auch, manchmal, eine Konkurrentin?

Damit dämmert ein Zeitalter heran, wie es die Geschichte, die nur entweder Mannes- oder Weiberherrschaft kannte, noch nicht gesehen hat. Das Zusammenarbeiten, das Zusammenstreben beider. Freilich, wir sind noch weit davon entfernt; da sind noch viele Rauheiten, die geschliffen, noch viele Hürden, die übersprungen werden müssen. Aber hier in Amerika dämmert das Morgenrot.

# Der Amerikaner vergnügt sich

## *Präludien zur Saison.*

*Damenbrief aus Newyork.*

Ja, liebe Gabriele, dies sind die Tage, da drüben in den Bauerngärten Astern und Georginen ihre lachende Buntheit zwischen die reife Behäbigkeit der Krautköpfe ausschütten, da die Sonnenblumen, die flammende Glorie ihrer Häupter verbrannt und, in der Demut des Tragens tief sich neigend, an den Zäunen stehen, an diesen oft so wunderlich regellosen, so echt österreichisch durcheinandergenagelten Zäunen.

Und das sind die Tage, da ich mit Dir, liebe Gabriele, und Meleda, Deiner schönen, kastanienbraunen Stute, über die holprigen, breitspurigen Pfade fuhr, wie sie der ungarischen Tiefebene eigen, an hohen, silbernen Pappeln vorbei, die dastanden mit der ganzen unsagbaren aristokratischen Würde einer aussterbenden Rasse, und den Horden der hübschen, ein wenig plebejisch verkumpelten, schon in fahles Gelb verblassenden Akazien. Auf den Feldern ackerten die Maschinen, und als uns die Bauern sahen, hielten sie die Arbeit an und rissen die Hüte vom Kopf: „Kezét csókolom“ – Küß die Hand. Denn das war anno 1913.

Wie unendlich lange her – und doch nur elf Jahre! Freilich, vielleicht erscheint es nur mir so unwirklich lange, die aus dem Paradies der Vorkriegszeit über die Trümmer dieser zehn Jahre in Europa gesprungen ist und mitten hinein in den Jahrmarkt des modernsten Lebens, der Amerika ist. Ich sage „modernst“, denn für eine Weile nun, bis das betäubende Neue durchschossen wird von dem edlen Saft des Alten da drüben – das nur vorübergehend getrübt – eine Weile werdet Ihr von uns zu lernen haben, sind wir Euch voraus: in Jugend, in Glauben, in Disziplin, in Freiheit – damit meine ich Gott bewahre nicht die politische und nicht die soziale, aber ich meine eine innere Leichtigkeit, die in das Leben beißen läßt wie in einen Apfel, und die es daher viel gründlicher bezwingt. Laß uns heute nicht von schweren Dingen reden, Gabriele, denn die feucht-kühl-blaue Herbstluft Newyorks trinkt sich nach der schwelenden Glut des Sommers wie Becher voll starken Weines, der zwar zur Liebe und zu den Leichtbeflügeltheiten des Daseins bereit macht, nicht aber zur Philosophie. Und so laß mich Dich nur erinnern, wie Eure Frauen schon von hier gelernt haben, in Dingen, die dem schönen Geschlecht teuer und von denen manche äußerlich zwar, jedoch in der Symptomatik ihrer Bedeutung Stichworte sind.

Habt Ihr Euch nicht die Haare geschnitten nach dem Beispiel der impulsiven, eigenmächtigen Amerikanerin? Und um die Köstlichkeit der Ephebengestalt, die das Bewußtsein erfrischt mit der Losgelöstheit von aller Evagebundenheit, noch übermütiger zu betonen, macht Ihr ihnen nicht auch die bubenschlanke Linie nach? – Die Manen Rubens, die Schatten Tizians verhüllen schaudernd ihre Häupter. Schon sitzt Ihr auch am Volant Eurer Automobile und habt eine schöne Bresche geschlagen in die verbarrikadierten Zugänge zu manchem männlich-sakrosankten Beruf – Ihr habt Euch brav gehalten. Aber wie, Gabriele, steht diese Sache des heiligen Fortschritts in bezug auf das ewige Spiel und Gegenspiel mit Euren Gefährten, den bitter-süßen Herren der Schöpfung, ohne die das Dasein ja doch wie ein Park ohne Bäume wäre, aber die wir das um Gottes willen nicht wissen lassen dürfen – habt Ihr auch darin schon von der Amerikanerin gelernt?

Ihr müßt sie ja in Scharen heuer drüben gehabt haben, die Americans, nicht nur die Reichen, alter und neuer Kategorien, sondern auch die etwas graue, aber trotzdem bunt angetane Masse der Mittelständler, die es nämlich hier noch reichlich gibt. Jede Volksschullehrerin kann sich, wenn sie nur zielbewußt genug spart, einen Sommer in Europa gönnen. Und während für den Amerikaner ein Vergleich U.S.A.s mit irgend etwas anderem im Universum selbstverständlich von vornherein lächerlich, weil hoffnungslos ist, lockt

Europa von jenseits des Meeres wie eine Fabel, von der man im Schullesebuch gelesen hat. Paris vor allem. War auch der Zauber dieser Stadt für den Europäer sein mag, für den Amerikaner ist der Name Magie. Er bedeutet den Inbegriff alles dessen, was entzückend ist und was er drüben erhofft, weil den guten, strammen U.S.A. dazu entweder die unbezahlbare Grazie fehlt oder es dort verboten ist oder es eben überhaupt nur über den sieben Bergen bei den sieben Zwergen zu finden ist. Und was das Paris der Frau betrifft – nirgends liest man die Namen der großen Pariser Couturiers so oft in gustiös servierten Annoncenarabesken und Modeaufsätzen, wie hier, während jeder, der nur ein I-Tüpfelchen von Mode versteht, doch weiß, daß die Amerikanerin die Pariser Toiletten nicht tragen kann noch will. Und wie, Gabriele, sollte es auch anders sein, da doch Madame Pompadour und Penthesilea kaum denselben Schneider haben könnten, geschweige denn dieselben Toiletten. Die Pariser Modelle, welche die Newyorker zwei-, dreimal im Jahre herüberholen, bleiben Modelle; aber sie werden kopiert, das heißt, adaptiert, wobei ihnen hauptsächlich die kapriziösen Exzentritäten gestutzt werden – genau wie bei den Theaterstücken, wo die Schere zumeist die erotischen Extravaganzen trifft. Und das ist dann Jean Patou, Molineux, Jenny, Drecoll, Callot, Lucille usw.

Paris! Ja, hatte denn Europa diesen Sommer Cook-Wagen und Hotels genug, um all die Schiffsladungen voll funkelnagelneu angezogener Touristen zu beherbergen? Als im Juli die letzten Nachzügler Abschied nahmen, dachte ich bei mir: Jetzt wird Newyork endlich einmal leer und gemütlich werden. Aber diese Stadt ist wie ein See, der von unterirdischen Quellen geheimnisvoll gespeist wird. Immer ist sie bis über den Rand überfließend mit Menschheit. Nur die Art wechselt. Das Newyork des Hochsommers ist teils ein ungeheurer Bienenstock voll summender Arbeitsbienen, teils eine Art Lunapark für die Sommerbesucher aus dem Westen. Aber mit den ersten Septembertagen, da es die Hitze, die Gelsen und mit den politischen Konventionen die Vettern vom Lande los ist, ändert sich das Bild. Von großfenstrigen Patrizierhäusern rollen die Läden empor, auf Broadway drängt sich das Theatervolk, die ersten eleganten Frauen tauchen auf, die großen Modelhäuser auf der mittleren Fifth Avenue haben die kokettesten Sachen draußen, so daß es nur gut ist, daß man von vornherein nichts davon kaufen kann, denn fängt man einmal an, dann wüßte man nicht, wo aufhören; die großen Ozeanschiffe schütten ihre Ladungen Heimkommender auf die geduldigen Docks aus, die in zahllosen symmetrischen Reihen um das schlanke südliche Ende der Riesenstadt ausgestreckt liegen wie Hunde vor der Tür des Herrn.

Was zappelt und schüttelt, pustet und stelzt da nicht alles kaleidoskopartig durcheinander; mit wichtiger Miene prüfen die Zollbeamten die Inhalte der Berge von Gepäck, während liebend getrennte Ehepaare sich wiedersehen und küssen, Freundinnen einander umarmen und manches Herz schneller schlägt ob der Konterbande verzollbarer kostbarer Dinge im Geheimfach des Koffers. Da gibt es alle möglichen Arten und Abarten von Künstlerin, der alten, neuen und neuesten Hemisphäre, Damen der Welt, in der man sich nicht langweilt, und solche, die gern, dazugehören wollten, Schauspielerinnen, die nervös nach ihren Agenten Ausschau halten, um sich hinter ihnen vor den Reportern zu verbergen – damit sie natürlich nur desto sicherer herausgefunden werden – vor den Reportern, die diese herbstlichen Docks abschnüffeln wie Dachshunde auf einer Hasenspur, und die zu Tode froh sind, wenn sie eine halbe Stunde, nachdem die Herrliche gelandet ist, ihre Redaktion mit der Nachricht beglücken können, daß Mrs. Soundso in Paris ihren Ehemann Nummer sechs eben gegen Nummer sieben umgetauscht, weil seine Art, den Spazierstock zu tragen, besser zum Stil ihres neuen Herbstkostüms paßt. Und da gibt's auch Schoßhündchen mit heimtückischen, ewig zuwideren Gesichtern, und Schoßaffen, sogar Schoßfüchse. Da sind auch selbstverständlich die zurückkehrenden Bankers und Businessmen höheren und niederen Ranges, die insgesamt unfehlbare Rezepte für den ewigen Frieden in Europa im allgemeinen und die Welt im besonderen mitbringen, immer unter der Bedingung natürlich, daß sie selbst dabei gut abschneiden. Die Politiker sind alle schon lange da, denn es ist ein Präsidentenjahr und das ganze Land auf und ab und kreuz und quer wird



aufgekrempt und bearbeitet durch Reden jeder politischen Färbung, daß den armen Wählern das Wasser im Munde zusammenläuft vor allen den schönen Dingen, die ihnen versprochen werden. Wenn man sich so alle drei hintereinander anhört, die Republikaner mit dem schon erbgesessenen Coolidge, die Demokraten mit dem distinguierten Davis, die fortschrittliche Partei mit dem alten, unverwüstlichen La Follette, da glaubt man, das Utopia der alten Träumer stehe knapp vor der Tür.

Trotzdem gibt es außer mir noch Leute, die sich darum herzlich wenig kümmern und die wissen, daß in diesen Wochen so viel Besseres zu tun und zu bemerken ist; denn ich habe von dem noch gar nicht gesprochen, das diesen Newyorker Tagen die namenlose Beschwingtheit verleiht. Wenn Du bedenkst, daß die Amerikaner manchmal wie die Kinder sind, die im Märchenbuch blättern, kannst Du Dir vorstellen, was sie treiben, wenn sie nun plötzlich solch eine Gestalt aus einem Märchenbuch leibhaftig innerhalb der Tore ihrer Stadt haben.

Mit Lord und Lady Mountbatten – einst Battenberg – kleiner Suite, neununddreißig Koffern und einem Kometenschweif von distinguierten Untertanen weilt der Prinz von Wales seit zehn Tagen als Gast des Stahlkönigs Burden auf dessen herrlichem Gut in Long-Island.

Was ist in Amerika ein Prinz?? Das könnt Ihr da drüben gar nicht erfassen, denen der Glanz um die Hoheiten im jahrhundertlangen täglichen Gebrauch etwas verblaßt ist. Aber hier ist er ein wirklicher Prinz, geradewegs aus dem Märchenland. Und er spielt diese Rolle in liebenswürdigster und einfachster Weise. Er möchte doch den Leuten ihren Spaß (hier sagt man nämlich Spaß = fun) nicht ganz verderben, andererseits möchte er gar zu gern nur „Wales“ sein, und so mußte der arme H. R. H. (His Royal Highness) zu Harun al Raschid-Mitteln greifen, um sich vor der Begeisterung der Amerikaner zu retten. Nach Newyork traute er sich nur via des Inkognitos der Untergrundbahn; kaum aber im Aufzug des Woolworth-Gebäudes, wird er von dem beglückten Aufzugmädel erkannt; entweicht dann aber geschickt durch den Keller zurück in die Untergrundbahn, während vor dem Tor des berühmten Gebäudes sich die Menge staut. Eines Abends sind die Gesamträume eines fashionablen Restaurants für die ganz kleine Gesellschaft des Prinzen gemietet. Als die Herrschaften an das Tor klopfen, bleibt es hartnäckig verrammelt, bis der endlich hinzukommende Sekretär des Prinzen die Situation klärt: Die Herrschaften müßten durch die unauffällige Hintertür eintreten. Dort tanzte man ein paar Stunden. Dann fuhr man in Taxis nach Long-Island und tanzte weiter. Tanzte von einem Gut zum anderen. Diese Long-Island-Güter, muß Du wissen, sind oft drei bis vier Meilen und mehr voneinander entfernt, liegen in riesigen Parks und sind neben den Besitzungen den reichen Kalifornier das Luxuriöseste, das sich denken läßt, denn in Long-Island – mit der einzigen Ausnahme eines kleinen, alten, exklusiven und unpräntösen Badeortes – herrscht nur eine Aristokratie: Die des Geldes, die dort alles überflutet und die aus Long-Island stellenweise ein Paradies gemacht hat – fürs Auge. Durch achtundzwanzig Stunden tanzte, dinnerte, spielte der Prinz sich durch, ohne Schlaf; ein Engländer mußte den Amerikanern den Meister zeigen in der Kunst, in die Stunden das Menschenmöglichste an Tätigkeit zu pressen.

Halt, Gabriele, ich bemerke um Deine Mundwinkel jenes berühmte malitiös-amüsierte Lächeln, mit dem Du an den Freund Deiner Freundin denkst – ja, Du hast recht: Selbstverständlich gibt es, wo so viel Reichtum, Muße und Schönheit beisammen ist, entzückende Klatschereien. Nicht um den Prinzen, bewahre: er ist zu ostentativ anderswie beschäftigt, aber überhaupt. Sie dringen nicht einmal in die Blätter, was beweist, daß sie wahr sind. Und was es da wieder innerhalb der Grenzen der Berufenen, von denen bekanntlich nicht alle auserwählt sind, für hübsch gekräuselte Neidwellen gibt! Können wir armen Unberufenen die ganze Delikatesse jener Superiorität ausmessen, die der besten Feindin beiläufig – zart, aber mit Zielsicherheit – die Worte ins Herz stößt: „Wales ist unendlich liebeswürdig; sagte er da neulich zu mir . . .“ Können wir es, Gabriele? Wir können es nicht und wir haben umsonst gelebt.

Und während die Elite, sei es nun Geld-, oder anderswie, aber jedenfalls Elite, dergestalt auf Long-Island Weltgeschichte agiert, vergnügt sich die große Masse in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl, die smarte Kleidung des Prinzen zu kopieren. Er hat trotz seiner Liebenswürdigkeit es zusammengebracht, sie auch darin zu enttäuschen, er wird nämlich übermorgen abreisen, ohne daß das Geheimnis gelüftet ist, was die neununddreißig Koffer bergen; er gab den Schneider nicht viel zu tun, nur die Schuhhändler durften sich die Köpfe zerbrechen, wo sie die Tausende von Suède-Herrenhalbschuhen herzaubern sollen – der Prinz hatte bei seiner Landung braune Suède-Halbschuhe getragen, von denen es nicht ein einziges Paar in ganz U.S.A. gab – auch die Hutmacher bekamen Arbeit. Groß war die Verlegenheit der Konstabler, des Prinzen Spur beim Polospiel zu verfolgen, denn da waren Polospiel zu verfolgen, denn da waren etwa zehntausend helle graue prinzliche Schlapphüte, alle rundum abgebogen, genau wie der Prinz seinen eigenen Schlapphut am Tage vorher getragen hatte; doch, siehe da, heute hatte er den Rand rundum aufgebogen!

Was geschah? Zehntausend Hüte klappten ihre Ränder in die Höhe wie auf ein Streckensignal.

Aber übermorgen ist die ganze Herrlichkeit zu Ende und Long-Island wird sich ausschlafen können. Der Prinz zieht Lackpumps und [Smoking] aus und wird Bauer auf seinem Ranch in Kanada. Er ist an den schönen, arroganten, jungen amerikanischen Erbinnen gradeso kühl-liebenswert vorübergetanzt, wie an Europas Prinzessinnen, die hübscheste unter ihnen nicht ausgenommen und zugleich die Tochter der gewiegtsten Mutter und Königin, der von Rumänien. So ist der einzige trübe Punkt in der Kette von angenehmen Erinnerungen: Nicht einmal einen Flirt, nicht die Ahnung eines Flirts hat er zurückgelassen. Fürwahr, ein gut erzogener, ein äußerst vorsichtiger Bachelor.

Das Märchen aber ist vorläufig aus und wir müssen geduldig aufs nächste warten, meine liebe Gabriele!

## **„Bon voyage.“**

Das sind die Tage der Rosen... und der Veilchen und Gladiolen, der lachenden, kleinblütigen Rhododendren, die aussehen, wie wenn sie mit einem Jodler von den Schultern eines weißhäutigen Alpenberges gegepflückt wären und die doch von den schlanken, allzusehr beringten Händen eines blumenhaft schönen Newyorker Ladenfräuleins zierlich geputzt hinter die große Scheibe des teuren Park-Avenue-Geschäftes gestellt wurden; der Gardenien in ihrer vornehmen, stillen Einfachheit und der Orchideen voll perverser Eleganz. Großäugige Glockenblumen sind da in solch dunkelvioletter Fülle, als wären sie aus der samtigen Tiefe einer sommerlichen Mittelmeernacht geschnitten; so flockig weiß, als hätte man Lämmerwölkchen eingefangen; so verliebt rosig, als wären sie an einem Jungmädchenbusen aufgeknospt. Wär's nicht Aug' und Hand einer geübten Meisterin, die sie kundig zurechtgesteckt hat, es könnte nur schwelgerisch-übermütige Laune sie so lässig-schön in den goldmaschigen Korb geworfen haben. Der hat die Form eines Kahnens und wird von einem Schwan gezogen. „Nie sollst du mich befragen...“ Steht dies im hyazinthenblauen Brieflein, das der Vogel im Schnabel trägt?

Sträuße und Sträußchen, Körbe und Körbchen, Türme von Blumen, Galeeren voll Blumen – und zwischen den Kaskaden von verschämten und lächelnden, von glühenden und zart verdämmernden Farben der Florakinder leuchtet die pralle Saftigkeit der Früchte in kokett geputzten Baskets auf: die goldenen Erstlinge der zweiten Orangenernte aus Florida, riesige grape-fruits aus Kalifornien in stolzem Königskerzengelb; Äpfel aus Wisconsin, Kirschen aus Virginia, duftende Ananas aus Hawaii. Unzählige maschen- und blumengeschmückte Schachteln und Kofferchen voll Näschereien, Bonbons, candies, wie sie von den Amerikanern in kaum glaublicher Menge verzehrt werden. Und da – – Bücher, ja, auch Bücher, in Päckchen, in Körbchen, liebevoll eingeschlagen, unaufdringlich, aber deutlich: Wir sind auch da.

Ja, ist dies ein Jahrmarkt der schönen Nichtigkeiten, ist es der üppige Traum eines Sybariten, der Vorhof zu Mohammeds Paradies irdischer Süßigkeiten?

Nichts von alledem: Es ist Diva Amerika, die auf Reisen geht, die sich nach „Europe“ einschiffet. All dies sind Diva Amerikas Reisegeschenke. Es ist des pursers – des Zahlmeisters – Bureau nicht nur, in dem man die bon-voyage-Pakete, die Grüße an die Reisenden, aufstapelt; denn das quillt weit über und die Fülle dringt durch den ganzen, gewaltigen Raum des Schiffes. Und immer noch schleppen putzige bell-boys und weiß gestärkte Stewards Neues heran. Denn noch liegt das Schiff, das riesige Schiff „Leviathan“, das einst das „Vaterland“ gewesen, fügsam wie ein Hündchen neben seinem Pier in Newyork. Es ist halb zehn vormittags und um elf Uhr soll es die Anker lichten. Neben dem weißlackierten Glanz, dem raffinierten Luxus dieser größten schwimmenden Karawanserei der Welt steht das Dock plebejisch breitspurig da mit seinen schwärzlich angerauchten Lagerräumen, seinen spinnengleich in die Luft greifenden Kranen, der hohen, einfachen, riegelhölzernen Halle, durch die man von der Straße her zum Schiff schreitet. Vom Dock zum Schiff nichts als ein paar über dunklem Wasser schwebende Bretter: Das gangplank, die Laufbrücke, die weit, weit führt – bis nach Europa. Dock und Schiff und Brücke aber tragen eine wimmelnde, plaudernde, winkende, eine fröhlich hastende und bunt durcheinander gewürfelte Menschheit.

Tausende und noch einmal Tausende. Solche, die fahren, und solche, die das Freundesgeleite geben. Schon sind die Bäume im Central-Park dunkelgrün und die reizenden, smarten Dinner-Restaurants werden schläfrig; die Musiker in den Orchestern der Kinopaläste erscheinen in der weißen Leinenuniform des Sommers – da ist es Zeit, seinen Paß mit den Visas Europas versehen zu lassen, da stürzt sich Newyork in seinen liebsten

sommerlichen Zeitvertreib, der darin besteht, nach Europa zu fahren, und, soweit man dies nicht selbst tut, die Fahrenden auf das Deck zu begleiten, mit Grüßen und Lächeln, Blumen und Küssen.

*To see them off.*

„Wer kennt die Völker, nennt die Namen?“ Alle sind sie heute da, die ganze comédie humaine Amerikas ist über Dock und Schiff ausgeschüttet, und das fährt und wimmelt durcheinander und gleißt in der Sonne in fröhlichen Farben, als hätte man ein lächerlich großes Netz voll zappelnder Fische ausgeleert, die mit silbrigen Schuppen in allen Regenbogenfarben schillern. Trotz aller Vielfältigkeit, trotz der pittoresken Verschiedenheit von achtundvierzig Staaten, die hauptsächlich nur dies eine atlantische Aus- und Eingangstor benützen, gehört das Bild, gehört die Szene den Newyorkern. Das ist ihr Dock und ihr Hafen und ihr blauer italienischer Himmel und ihre Blumen und ihr Lächeln; und, Gott sei's geklagt, auch ihre Hitze. Aber über den Rauchfängen, dem Takelwerk des Schiffes, den Spinnenkränen ganz nahe, mit der Hand zu fassen, mit der Stimme zu erreichen, sind ihre Wolkenkratzer, Newyorks aus dem Meere aufsteigende Himmelshäuser. Wo gibt es auf der ganzen Welt eine Stadt von Millionen, der die Schiffe so schnurstracks ins Herz hineinfahren, wo man vom Hotel, vom Bureau, in ein paar Minuten auf dem Schiff sein kann, wo zwischen Stadt und Meer nichts Drittes sich wie ein auseinandertreibender Keil störend einschiebt?

Ja, sie sind alle da: die routinierte Klasse der Europareisenden, die Dame der Gesellschaft in strengem Tailor-Made, die ältliche Maid hinterdrein mit Mantel und Hündchen. Sie kommt aus Newyorks Park Avenue-Viertel, von Long-Islands Villenpalästen, von Chicagos Goldküste an Michigansee, von San Francisco. Da sind die neue Reichen, in Amerika ein Begriff, eine Spezies, die dort eigentlich nicht neu ist, weil sie immer neu ist. Der Ölmann aus Texas, der Real-estate-Spekulant (Grundstückspekulant) aus Florida – voriges Jahr noch verkaufte er im Schweiß seines Angesichts schwerhörigen Gemischtwarenhändlern Waschpulver und Gelsenvertilger, als ihm eines Tages sein Bruder schrieb, daß sein sandiger Fleck Erde in Miami Goldeswert habe, da ihn die Bowman- Hotelgesellschaft zur Erweiterung ihres Riesenhotels brauche. Aus dem Erlös baute er sich dann selbst ein Hotel, das ihm, halbfertig, im Frühjahr ein Vermögen verschafft hatte. Nun gibt er mit der Mistreß und den Misses Paris zum ersten Male die Ehre seines Besuches. Und Paris wird lächeln und mit Granzie sein Geld einstecken. An der weißen Reeling steht ein dunkeläugiger, dunkelgelockter Herr: er steht so dort, daß ihn alle sehen müssen, die über die Brücke kommen, und viele sehen ihn auch. Jetzt springt einer auf ihn zu, ein gewandter, hübscher Bursche in grauem Sakko, kornblumenblauen Seidensocken über gelben Halbschuhen; und jetzt noch einer von der anderen Seite, der hat weiße Seidensocken. Arretierung? Attentat? Keines von beiden – sie attackieren nur mit Bleistift und Notebook. Der dunkelgelockte Künstler affektiert Langeweile: Ja, er fährt nach Hause, nach Berlin, und dann in die Schweiz, er ist müde. O, das Newyorker Musikpublikum ist herrlich! O, die Newyorker Kritiker sind die reizendsten, die verständigsten der Welt: „Aber hier, Gentlemen, ich habe alles auf geschrieben, was die geliebten Newyorker interessieren könnte,“ und er händigt jedem ein Blatt ein; er weiß, auch nächstes Jahr ist eine Saison, die Dollars eintragen soll. Mögen diese Herren ihren Lesern nur Honigsüßes von ihm bringen, damit sie ihn in gutem Andenken bewahren. Aber schon sind die behenden Reporters wieder in der Menge untergetaucht, diesmal so tief wie bis auf das B-Deck, wo in dem Salon ihres Schiffsappartements (Schlafzimmer, Salon, Bad – für fünf Tage Überfahrt 3000 Dollar) die Operettendiva mit ihrem Verehrern und Freundinnen Abschiedshof hält. Auch hier ist es breiig heiß und im Anblick der Gefeierten zieht der Gehetzte zum erstenmal sein Taschentuch, denn seine Stirn ist voll perlender Tropfen. Never mind – er muß dem Patterson, dem verfluchten Iren, heute den Rang ablaufen und die interessantesten Interviews bringen. Material die Menge

auf dem Dock, die Leute wollen morgen, wenn sie in die Sardinienbüchsen der Subway (Untergrundbahn) gepackt, down-town fahren, auch wissen, was hier vorgeht – und noch ein bißchen mehr. Jedenfalls muß er noch ins Zwischendeck hinunter, wo sie den falschen Emir mit seiner Prinzessen, einst Miß Mabel Cochinkiß aus Grand Rapids, Michigan, höchst unprinzlich „per Schub“ nach Persien zurückbringen. Der berühmte Holmes muß auch irgendwo stecken und des Governors Frau. Den Governor sah er, der hatte einen ganz neuen hellbraunen Hut, da ließe sich was machen. . . Aber nun die Bayes. –

Ein kleiner Blick in den Spiegel und los: „Mr. Frankfurter ist am Boot und ich höre, Sie haben einen eigenen Priester mitgenommen, um morgen auf hoher See zu heiraten?“ „Gute Idee,“ lächelt die Bayes in der Tiefe ihres in allen Wassern Broadways gewaschenen Gemütes. „Die Jungens haben Einfälle,“ und laut sagte sie: „Was euch einfällt. Ich habe vier Männer gehabt und habe gerade genug. Ich gehe nach Frankreich, um mein Mädels aus dem Kloster zu holen und jetzt gebt mir Ruhe.“

Eine Sirene pfeift, nein, es ist viel besser, wie der Amerikaner sagt: the horn blows (Das Horn brüllt). Ein Blick auf die Uhr, es sind ja noch zwölf Minuten Zeit! Wie diese langen Gänge im Riesenbauch des Schiffes vollgepackt sind mit Menschen! Ah, hier oben auf Deck ist es doch angenehmer, jetzt springt eine Brise auf, vom Meer her, fächelt kühlend um die Wangen. Und wieder die Sirenen, von links und rechts klingen sie jetzt Tubarufen gleich, als gälte es ein Konzert. Über das silberblaue Wasser des sich hier schon zum Meer weitenden Hudson kommen sie tönend herüber von den Nachbardocks.

Sechszwanzig Passagierschiffe fahren heute morgen aus nach Europa, eine stolze Flotille amerikanischer Reiselust. Außer dem Mammut „Leviathan“ der prächtige „Columbus“ des Nordeutschen Lloyd und die „Paris“, ein schwimmender Tempel französischen Geistes. Dort gleitet schon das erste durch die kaum gekräuselten Wellen, an den Docks und Werften der weit zurücktretenden Ufer vorüber und hinaus gegen die ahnungsvoll verschleierte Bläue, in der sich Himmel und Wasser umfängen, deren Endlosigkeit nur an einer Stelle durch ein ragendes, dunkel-schlankes Etwas gebrochen wird: die Freiheitsstatue, die mit großer, segnender Geste den Hafen von Newyork bewacht. Dies Schiff ist die „Andania“ der Cunard-Line, ein sogenanntes Kabinenboot, in dessen zweiter Klasse – es gibt keine übertrumpfende erste – man der Vorteile beider Klassen teilhaftig wird. Um 150 Dollar fahren darauf erwartungsvolle Scharen aus Amerikas Intelligenz-Mittelklasse: Professoren, Lehrer, Studenten, Beamte.

Doch auch für den „Leviathan“ ist es indes Zeit geworden. Schon sind die Glocken verstummt, die für die Besucher das Zeichen zum Verlassen des Schiffes geben. Eine Völkerwanderung strömt zurück über die kleine, wichtige Brücke. Es ist Punkt elf, ein Offizier gibt das Zeichen, die Laufbrücke wird von kräftigen Armen herüberschoben, die Ketten gelockert, donnernd auf den Bretterboden zurückgeworfen, und schon gleitet das Ufer zurück – als wär's federleicht, entschwebt das Schiff dem Land. Nur die farbigen, die vielreihigen Mauern von Menschen hüben und drüben stehen. Stehen eine ganze Weile. Sacktüchlein, Blumen, Schleier, Hände winken, Arme strecken sich, Lippen wiederholen die inhaltslosesten Worte in der Erregung des Abschieds: „Paß gut auf!“ – „Unterhaltet Euch gut!“ – „Schreiben Sie gleich von Cherbourg!“

Auch ein paar Tränen blinken – au revoir, au revoir! auf Wiedersehen im Herbst, wenn die Blätter fallen! Ein Kuß, leidenschaftlich auf die eigene Hand gedrückt und wie eine Taube in die Luft geworfen, fällt ins Meer: Zu breit liegt schon das Wasser zwischen Schiff und Land, zu tief schon, als daß er den heißen Kuß wiedergeben könnte. Wie schade.

## ***Amerikaner in Paris.***

„*What is the number of your room?*“

Es ist unverfälscht, akzentlos, breitspurig nasal, wahrhaft „American-born“. Es rollt durch die Hotel-Hall und prallt gegen die Graziositäten Pariser Geschmacks, der kaum mehr in greifbaren Dingen, aber immer noch im Parfüm der Atmosphäre hängt, in jenem Je-ne-sais-quoi, das der Amerikaner umsonst mit viel Geld zu erwerben sucht. Und es gehört ja schon ihm dieses Hotel, dem Amerikaner, fast ganz und gar.

Und er ist auch da wie daheim; in einem pariserischen Haus würde er nicht so ungedämpft, so, auf die Brust schlagend selbstbewußt sprechen, nicht über die Köpfe der anderen durch die Hotel-Hall schreien. Denn vor Paris hat er Respekt, in Paris nimmt er den Hut ab, den er sonst trotzig auf dem Kopf behält.

Das Grand Hotel in Paris hat er sich zu eigen gemacht; da ist er auf seinem Grund und Boden. Denn hier ist seine klare Systemisierung, seine straffe Organisation, sind seine Badezimmer; ist der Palmengarten der amerikanischen Hotelpaläste; hier ist Coiffeur, Friseur, Geldwechsler, Manikure; Zeitungsverkäufer und Buchladen; Blumengeschäft und Theaterkartenbureau auf ein paar Quadratmeter kaum vereinigt. Hier eilt man, - sei's auf Merkurs Flügeln, auf Amors Pfaden oder zu Circe Vergnügen - über die Teppiche mit jener Hast, die nicht rechts und links gustierend verweilt; der Zeit nur scheint als ein Element, das überlistet werden muß, und nicht als Passion, aus der man Genuß nach Genuß zu heben sucht. Hier trägt man keine Spazierstöcke; hier stößt man die Türen auf und zu mit der Abruptheit von Schulranzen tragenden Jungen. Wie ein unaufhörlich plaudernder Mund steht diese Türreihe zur Straße nie still. Vor ihr kommt es fortlaufend pustend angefahren, sich leerend oder sich füllend. Vor ihr, seitlich, eine reinlich geordnete Garde von Kompatrioten, stehen die schwarzen, kräftigen, eisenbeschlagenen Koffer, mit denen die Americans über den Globus abenteueren. Hier wird im Speisesaal mit einer Unpersönlichkeit, einer gleichmäßig gedrillten Promptheit serviert, die einen der Zeremonienmeisterkellner von Paillard oder Henri blaß vor Schrecken machen würde. Die träge, die schlampige Beschaulichkeit des romanischen Hotels, nicht ganz verwischt in den übrigen großen Pariser Karawansereien, ist hier von fremdem Geist in das Nichtsein gedrängt.

Und doch ist es offenbar Paris. Nicht Newyork, nicht Chicago, nicht Frisco. Noch fehlt einiges, zum Glück, noch glüht hie und da die alte Welt warm durch die glatte Politur einer neuen. Der Fahrstuhl ist eine kleine Gondel, in die man nur gelangt, wenn der bedienende Mameluck heraussteigt und ein barock verschnörkeltes Gitter öffnet. Er tut dies keineswegs mit der erfrischend-kaltschnauzigen Geschäftsmäßigkeit eines elevator-boys (Aufzugknabe); vielmehr umschmückt er die Alltäglichkeit des Vorganges mit der Grandezza, die Serenissimus beanspruchte, als es noch Serenissimi gab. Oben öffnen sich die Fenster mit weiten, hohen Flügeltüren, so weit und hoch, wie sie kein amerikanischer Architekt je auszudenken wagte, auf die Balkone, von wo der Blick hinunter in das zweireihig wogende Grün vollwipfeliger Platanen fällt, über denen auf der gegenüberliegenden Seite grün und bräunlich-blasse Fensterläden halbgeschlossen träumen. Die Blätter aber wissen nichts von Ruhe; wie kokette Schöne fächeln sie sich im Junimorgenwind, lassen sich durchbeben vom Rhythmus des flirrenden, tutenden, zickzackenden Lebens, über das sie sich breiten, das durch sie hindurch herauf an die Fenster schlägt.

Denn unter ihnen rauscht es, girrt es, fließt es, ein vielfarbiger, ein vielsprachiger, ein vielseliger Strom: Les Grand Boulevards. Eine glorios breite Straßenzeile, auf der Triumph aus Altem, die Patina des Althergebrachten, die Zieselierungen des bis zu Fransen verfeinerten Geistes sich mischt mit der brutalen und lauten Kraft eines sich neu gebärenden Jahrhunderts; vollgeschöpft mit Bewegung und Lärm - und doch, wie verschieden von Broadways machtrunkenem Cancan, von State Streets (Chicago) metall-welligem Sausen.

In der Mitte der Straße stehen, in langer Reihe wartend, die Taxis, und der Amerikaner lernt die Führer bald kennen als freche Kerle, denen keine Ruse schlecht genug ist, um ein gutes Trinkgeld herauszulocken. Ein paar Schritte davon der Place de l'Opera – wie wird ihm dort zumute, ihm, dem Experten im Manövrieren auf dem Felde der Verkehrsprobleme? Erst ist er – soweit es ein Amerikaner überhaupt sein kann – fassungslos über diese Disziplinlosigkeit, die er, weit entfernt davon, sie entzückend zu finden, einfach als „Bedlam“ bezeichnen würde, falls dies nicht Paris wäre. Aber im nächsten Moment tut er wie die übrigen, drückt sich in die schmalen, gewundenen Rinnsale zwischen den strömenden Vehikeln, laviert geschickt für sein Leben und vergißt, daß man in Newyork ihn einen Narren oder Selbstmörder nennen würde. In der nächsten Stunde ist es ihm schon selbstverständlich, daß jeder fährt wie er will, wo er will, wie schnell er will, daß es durcheinanderflitzt, aneinander vorüberdrängelt in fröhlichem Anarchismus, sich verwirrend, sich wieder entwirrend, wo in Newyork, in dem trotz so viel, viel mehr Wagen, eine in Stein gehauene Gesetzmäßigkeit herrscht, die Reihen der kreuzenden Wagen widerspruchlos gebändigt, messerscharf zerteilt werden von der weißen Hand des irischen Polizisten.

Ja, wie findet er sich überhaupt zurecht in einer Stadt, wo man am helllichten Tage und mitten in der Banalität des Menschengetriebes die süße Muße findet, den Arm um die Geliebte zu legen, ja selbst ihren Mund zu nehmen? Wo man eng gedrängt an lächerlich kleinen Tischchen vor den Cafés sitzt, mit dem Gesicht gegen den Staßenstrom gewendet, vor sich ein apéritif, ein Eis, irgendein Nichts, das nicht seiner selbst wegen da ist, nur als Mittel zum Zweck, als Vorwand des Dasitzens.

Wo der Mann es hingehen lassen muß, daß der Frau an seiner Seite rückhaltlos ins Gesicht gesehen wird mit einer Anerkennung, in der der Zynismus einer Seele, die allen Liebesgeheimnissen zerpfückend auf den Grund geht, balanciert mit der Eleganz, in die eine alte Rasse sie kleidet. Wäre er gewöhnt, einen Degen zu tragen, dieser junge, verheiratete Ehemann, er würde nach dem Knauf greifen. So lernt er, es hinzunehmen – es ist eben Paris. Und die Frau, die schöne junge Amerikanerin, die zum ersten Male hier ist, errötet zwar, doch gefällt es ihr.

Von sechzehn Kinos haben elf amerikanische Filme laufen; so erobert Amerika sich die Vorstadt. Das Paris der Fremden tut sein möglichstes, um seinen besten, seinen zahlungskräftigsten „patrons“, den Americans, genehm zu sein. Es vergißt seine Sprache und lernt Englisch. Es hängt Schilder amerikanischer Firmen über die freundlich-eleganten Fronten seiner Häuser auf Avenue de l'Opera, auf Rue de Rivoli, auf Rue de la Paix. Delmonicos vertrauter Name winkt dem Newyorker, der heurigen Winter des richtigen Delmonico alt-vornehme Mobilien, die drei Generationen von Patrizier-Amerikanern bei Wein und Tanz erlebt, unter dem Hammer gesehen hat; und bei Lanvin und Worth, bei Sloim und Paquin, wo die Amerikanerinnen die spröden, harten Dollars ihrer Männer und Geliebten in schmeichelnde Toiletten umwandeln, sagt die Verkaufsdame mit der Pagenfrisur: „Oh, c'est tres flatteur“ und gleich übersetzt sie's:

„it looks stunning on you“ (Sie schauen glänzend damit aus). Sagt es mit dem leichten, müden, graziösen Lächeln, das die Pariserin hat, die tags über im Glanz des kosmopolischen Paris dem Reichtum dient und abends in ihr Faubourg läuft, um mit dem Geliebten bescheidene Freuden zu genießen.

Die Amerikaner sind abends am Montmartre, der einst, vor Broadways jungem, triumphierendem Glanz, das flutendste Licht hatte, um die lockendsten Stätten des Vergnügens. Teufelsrot ist das Innere der alten Mühle eingekleidet – Moulin Rouge. Hier sitzen die Bürger des Landes der Clean Book League (Anständige Bücher-Liga), der Prohibition und des Affenprozesses und lassen sich eine kleine Gänsehaut wachsen. Versuchen zu schmunzeln beim Anhören von Dingen, die trotz ihrer Ausgezogenheiten dank gallischem Witz und Pariser

Cachet sich nie ans Zotentum verlieren. Hören? Nein, sie hören wohl kaum und im doppelten Sinne kaum. Der Amerikaner versteht heute das Raffinement des Luxus vielleicht wie kein anderer, aber noch ist ihm, dem Jüngling unter den Nationen, das Raffinement des Geistes und der Leidenschaft eine terra incognita. Deshalb lockt ihn Paris, das dieses Raffinements bis ins letzte Nervenzittern ausgeklügelt hat, wie das Licht den Falter. Aber er fällt nicht hinein, er fliegt zu sicher. Und deshalb auch kann er Lutetias innerstes Wesen nicht verstehen, seine Blume, sein Parfüm, seinen Hautgout. Für ihn ist es Museum, Galerie, Paquin und Cartier, Café Pigalle und Montmartre; Libertinage; ist eine kurze Zeit „Los von Amerika“, von dem er ja wirklich nie los wollte, noch könnte. Broadways schöne Show-girls müssen, wenn auch nur mit gulden großen Stücken, die Knospen ihrer Brüste verhüllen; ihre französischen Schwestern verzichten lächelnd auf das Guldenstück. Dies Lächeln mag sie etwas kosten, denn sie haben gefährliche Konkurrentinnen in den achtzehn Hoffman-Girls, einer amerikanischen Tanzgruppe. Da wachen die Amerikaner auf, ihre Augen beginnen zu leuchten: „They are the whole show“ (die füllen ja den ganzen Abend). Die Hoffman-Girls sind frisch, fröhlich, herrlich gebaut, mit süßen, offenen Gesichtern, und was sie treiben, ist schwelgerisch kühnes Jonglieren mit der Geschmeidigkeit des Körpers, ein Mittelding zwischen Gymnastik und Trapezkunst. In Paris bezeichnet man anglisierend mit Music-Hall, was sich drüben Vaudeville nennt. In der Pause erfüllt eine Damen-Jazzband der roten Raum mit synkopiertem Lärm und im Gedränge der Promeneurs ist es dem einsamen Herrn schwer, einsam zu bleiben, denn die Jüngerin der Venus wird kühner und überredbarer in Anbetracht des Ortes und der vorgeschrittenen Stunde.

Nachher fährt man hinaus ins Bois, in eines der zahlreichen kokett in Weiß, Blumen und Lichter gekleideten, unter Bäumen winkenden Restaurants, wenn man weniger viel, und ins schloßartige, ins feenhafte Chateau Madrid, wenn man viel auszugeben hat. Auch hier, und hier vor allem, ist Amerika. Ist natürlich „Dancing“ mit dem Akzent auf der zweiten Silbe, dancing in the open, Dancing im Freien, und während eine Gruppe von Schwarzbefrackten geheimnisvoll und wichtig bei flackernden Windlichtern mit traditionellen Riten auf der Spiritusflamme alltägliche Speisen bereiten, die nicht alltäglich schmecken, und beim Dinner assistieren und zelebrieren, spielt die Band „Marqueta“ oder „What I'll do“, mit denen Newyork den Erdball erobert. Zwischen das Hacken des Jazz schiebt sich dann wohl die Sentimentalität von „Ta Bouche“ und der Geiger, der mit seinen schönen, dunkelblauen Augen über die Tische schmachtet, um Funken zu werfen in die Kühlichkeit der Angelsächsinen, läßt alle Erotik, alle Aufgelöstheit aus seinem Instrument strömen, wenn er spielt: „*Je fais tout ca machinalement...*“

Trotz der Sommerluft ist es kühl, aber die Damen haben alle tiefentblößte Schultern aus glitzernden Abendkleidern blühen. Wenn sie aus den Autos steigen, die rückwärts lautlos vor die geschmückte Rampe gleiten, hängt ihnen die königliche Last eines edlen Pelzes um die Entblößtheit. Kostbarster Schmuck leuchtet auf lässig-schmalen Gelenken, in den kleinen, jetzt so freimütig bloßgelegten Ohren unter der glatten Pagenfrisur. Was hier an einheimischer Weiblichkeit lockt, ist fast durchwegs Kokotte, die Gesellschaft ist jetzt in Trouville, Deauville, Biarritz oder auf ihren Schlössern. Die Amerikanerinnen sind jung, frisch, schön und fast noch ein wenig rückhaltloser geschminkt. Ein paar sind ganz neu, sie kamen in Hüten und Straßenkleidern, sie stören das Bild, auch wenn sie so nicht tanzen dürfen. Stören die Festlichkeit des Bacchanals durch die Prosa des Selbstverständlichen. Es sind jene, die noch nicht gelernt haben, „Paree“ zu sagen, statt „Peris“.



Rings um Weinduft, lockende Nacken, Juwelen, karessierende Musik, zu der man sich im Tanz umfängt, stehen im dunklen Kranz die alten Kastanien des Bois, schweigend, still, wissend, wie aus der ehernen Zeit geschnitten; nur dort, wo das Orchester spielt, durchbrochen wie von Licht-Fanalen, die das Grün geisterhaft aufleuchten lassen.

Und oben, irgendwo weit, sind die Sterne.

## ***Week-end.***

Wenn ich Euch nicht selbst darum gebeten hätte, so könnt ich solch eine Teufelsironie allerdings nie verzeihen – jeder der geliebten Ozeandampfer, die nur ein paar Häuserblocks von meinem Office docken, schüttet mir in die hämmernde Fülle des Newyorker Tages Ansichten von entzückend kühlen, idyllisch-ländlichen und allesamt so wunderbar geruhsamen Plätzen, wo Du und Deinesgleichen Eure Sommerlaunen spazieren führen. Heute, ausgerechnet heute, da es 96 Grad hat, da die elektrischen Fächer unaufhörlich um uns herumsurren, und sogar mein Chef, der, seiner Mayflower Aristokratie eingedenk, solche Dinge gewöhnlich nicht tut, in Hemdärmeln arbeitet – allerdings den besten seidenen, die es nur irgendwie gibt – kommt wie ein Bote aus einem himmlischen Reich Deine Karte von Heiligenblut und, als ich gerade 1800 Meter in foot umrechne, folgt ihr auf dem Fuß die vom Glocknerhaus! Da gab ich das Umrechnen auf und versenkte mich in das grünblaue und, ach, so kühl sich gebärdende Geheimnis, und auf dem wunderbaren Mantel jenes Mannes aus Andersens Märchen schwebte ich die viertausen Meilen weit und die x-tausend foot hoch, hinauf in die Pracht der karinthischen Gletscher --

„Aber natürlich is' da, ich hab's doch g'sagt, sie is' da.“

„Wie? Was? Ist's ein Zwerg aus den Kristallgängen der Alpen? Steil steht das dunkle Haar ihm aus der Stirn, unter der zwei lustige und listige Bubenaugen in riesigen Hornbrillen stecken. Schweiß glänzt auf seiner Stirn. Armer Kerl, er wagt es nicht, den Rock auszuziehen, denn er ist ja nur der Office-boy, Zwerg – Nonsens. Selbstredend ist es Con, der Office-boy. Und das Telephon schrillt wie nur ein amerikanisches Telephon schrillen kann; mag sein, es hat schon eine ganze Weile geschrillt.

„It is Mr. Havemeyr, Miss Leidi – (unmöglich für einen Amerikaner ein „ch“ auszusprechen) – „he is on the phone himself and he gets impatient, you know“. Mr. Havemeyr ist der Advokat, nicht vielleicht der Firma, aber für die privaten Angelegenheiten des Chefs. Sein Ruf nach Erhalt der ersten Post bedeutet einen Tag voll Komplikationen. Und, oh, die Detailreiterei der Lawyers! In 96 Grad! Meine Hand – gut geschult in Routine – tastet mechanisch nach dem Apparat und vor dem leisen Klick des heruntergehobenen Hörrohres zerstäuben Gletscher und Märchen und Zwerge und Alpenpracht wie Fata Morgana in der heißen, breiigen Luft, ein angenehm lächelnd und befehlberechtigtes Gesicht sagt ebenso angenehm lächelnd und befehlbereit mit einer abgetönten, aber doch klaren Stimme, die drei Töne hoch steigt in a majeur: „Yes, Mr. Havemeyr?“ Und dann, *vogue la galère!*

Sonnenfern waren Glockner und Alpen dem konzentrierten Arbeiten des Gehirns, verschwunden, versunken! Ich hatte mich nicht getäuscht, es wurde ein heißer Tag. Als ich acht Stunden später im Auto einer Kollegin uptown fahrend, langsam zu meinem eigenen Selbst zurücktaste, fällt mir ein, daß ich ja einen Trumpf auszuspielen habe auf Deine aufreizende Karte von der Pasterze: Die Pasterze habe ich nämlich gesehen und genossen, gerade so gut wie Du sie gesehen und genossen hast, was natürlich nicht heißt, daß wir nicht jedesmal erneutes Vergnügen daran haben und haben werden. Bist Du aber, lieber Freund, eingeladen, über ein Week-end auf einer amerikanischen Luxusjacht? Also ich bin es nämlich, und während ich die Pasterze und Heiligenblut und alles Geliebte, das drum und dran hängt, im Herzen trage, bin ich, wie Du weißt, eine enthusiastische Jägerin neuen Erlebens, als solche ziehe ich die Jacht Deiner Pasterze vor.

Die Jacht ist natürlich ein Motorboot, sie liegt im Hafen vor der schloßähnlichen Villa des Besitzers auf Long-Island. Sie hat fünf weiße, niedliche, mit allem erdenklichen Komfort ausgestattete Kajüten, sie hat ein Speisezimmer in Chippendale, eine trotz ihrer Winzigkeit überraschend reiche Bibliothek, einen

üppigen Loungeraum, drei Badezimmer. Der Kapitän, ein Matrose, zwei Stewards, der Küchenchef, ein Küchenmädchen, ein Stubenmädchen – sieben Leute für den Komfort von fünf!

Newyork bewältigt eine ungeheure Arbeitsmasse, nicht nur quantitativ, auch qualitativ; während es im sausenden Tempo der Arbeit von Chicago übertroffen wird, hat es mit der Grazie derer, die zu leben wissen, am Ende seiner donnernden Zyklopenstraßen, am Ausgang von fünf eisernen Arbeitstagen das Tulpenbeet mannigfaltiger und durchdachter Feiertagsfreuden in veränderter und verschöner Umgebung gezogen, begießt es mit dem Tau eines mehr oder weniger verfeinerten Genusses: Week-end! darin sich die Feiertagsinstinkte des materiellen, des zwanzigsten Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Arbeit gerettet haben, ein Wort, das man nicht übersetzen kann; denn, was sagt „Ende der Woche?“ Es ist schal und leer.

Week-end dagegen! – Es ist Sonne und Berge und Wind, blaues Meer und weiß-lockender, wellenbespülter Küstensand; es ist Segel- und Autofahrt, geruhsames Sitzen im Schaukelstuhl mit dem Blick ins Grüne, Freude ringsum; es ist neue und duftigere Kleider, heiterer Wettbewerb am sanftgewellten Golfrasen, es ist Tennis- und Ballspiel, weite, lichtdurchflutete Hotels, Spiel und Überraschung, Begegnen neuer Menschen, neuer Orte, es ist liebe Gäste im geräumigen und tadellos geführten Landhaus. Flirt, Tanz und Liebesworte – ein gründliches und bewußtes Entrücktsein vom Alltag. Es *ist dreams come true* – Träume, die zur Wahrheit werden.

Und es ist ein totes Manhattan, eine freudig und im Sturmschritt verlassene Wolkenkratzerstadt, nachdem Samstag um 12 Uhr oder auch schon Freitag – denn viele Bureaus arbeiten im Sommer Samstag nicht und all die großen Kaufhäuser sind geschlossen – die Schlüssel an Safes, hinter Bureaus und Fabriken definitiver als sonst umgedreht worden und die talwärts sausenden Lifts voll sind von eleganten Lederhandtaschen und Golfstöcken. Meistens geht man ja nicht erst nach Hause, das nimmt zu viel Zeit, und Zeit ist nicht nur Geld, Zeit ist Vergnügen, ist Genuß, ist Leben – und Newyork lebt unendlich intensiv. Je mehr Erleben es in den Tag packen kann, desto besser; Arbeit, Sport, Liebe, Spekulationen, Sensationen, gleichviel: nur Bewegung, vielfache Bewegung. Newyork schafft sich Mannigfaltigkeit, es liebt das wechselnde Spiel der Farben aus dem Scheinwerfer. Dies ist einer der großen Unterschiede zwischen Newyork und dem übrigen Amerika – die Goldküste (California) ausgenommen: es hat Phantasie. In Chicago gibt es kein Week-end. Der Sonntag beginnt Samstag nachmittag und besteht in endlosen Reihen von planlos dahinsausenden Autos auf den herrlichen Boulevards der Stadt, auf den prachtvollen Straßen der Umgebung. Und der Sonntag, gesegneter Sonntag, in den übrigen vielen Städten und Städtchen? Langeweile, ein rosiges Flackern von Erwartung am Anfang, die ewige Bereitschaft der menschlichen Seele für das Wunderbare, wenn auch mit Augen, die blind, mit Ohren, die taub sind – ein langsames Resignieren dem Ende zu. „All dressed up and no place to go“ (aufgedonnert, um nirgends hinzugehen), die Tragik des Mittelwestens, des starken, trotzig, zukunfts-vollen Mittelwestens. Newyork aber langweilt sich nie. Es hat dazu absolut keine Zeit. Wer sein Wochenprogramm mit einem interessanten Week-end am Ende besteckt hat, mag ruhig sein. Am willkommensten ist natürlich eine Einladung aufs Land, und man ladet gerne und reichlich ein, denn die Gäste unterbrechen die Eintönigkeit des ländlichen Haushaltes mit dem frischen Eifer der Erholungssüchtigen, um die angenehm stimulierend die irisierende Kompliziertheit der Großstadt vibriert. Und, oh, über die herrliche Gerechtigkeit, und andererseits wieder die märchenhafte Regellosigkeit in der Week-end-Villa!

Die Amerikaner sind nicht nur enthusiastische Wirte, sie gewähren auch dem Gaste vollständige Freiheit, während sie alles und jedes in ihrem Haushalt zu seiner Verfügung stellen.

„O, ich hatte ein wunderbares Week-end!“ „Well, wie war das Week-end?“ Es ist wesentlich; das Week-end ist ein unablässiges und selbstverständliches Glied in der Korallenkette der Tage. Am Montag sitzt man wieder

im Bureau, braun gebrannt und mit strahlenden Augen, in den Zyklophenhäusern mit den auf und nieder fliegenden Lifts; am Montag klappern die Maschinen, surren die Transmissionen, fliegen die Befehle, am Montag ist Wallstreet wieder ein schwärmender Bienenstock, und in der Exklusivität des exekutiven Office, streng gehütet von der Sekretärin als Zerberus, einem liebenswürdigen, einem tadellos angezogenen Zerberus, dem man seine außerordentliche Tüchtigkeit nicht im entferntesten ansieht – arbeitet das Gehirn Newyorks. Am Montag ist Newyork ganz ebenso mit allen Fibern bei der Arbeit, wie es vergnügungshingegen am Freitag die Stadt verließ, denn der Amerikaner hat die wunderbare Gabe der Kinder: An der scharfen Kurve des Moments ist er fähig, sein Wesen so vollständig umzuschalten, daß es sich in den neuen Bogen harmonisch schmiegt; kein zerstreutes Nachzittern der Nerven, denn Nerven hat er noch keine; kein langsames Losreißen und erinnerungsschweres Gewöhnen; nein, ein Sprung mitten hinein in die vollständigste Konzentration im anderen.

Newyork ist weit und breit gegürtet mit Heimen im Grünen, mit Golf- und Farmgeländen. Long-Island im Osten, eine große, langgestreckte Insel, auf der einen Seite gespült vom Sund, einem Merresarm, auf der anderen von der Brandung des Atlantik, ist smaragdgrüner Rasen, durchlaufen von idealen Automobilstraßen, besteckt mit sorgfältigst, im englischen Stil gehaltenen Gärten, bestanden mit unzähligen Villen, von denen manche wunderbare Schöpfungen sind, denn die reichsten Newyorker haben hier ihre Heime. Im Westen, jenseits des silbernen Hudson, unter dem geschäftig Tag und Nacht die Tunnelzüge laufen, das sanfte Hügelland New Jerseys, mit Villenorten für jedermann, mit kleineren und größeren Seen mit indianischen Namen, mit einer Küste, die eine einzige, kilometerweite Beach – Badeküste – ist, auf deren Sand, in deren stürzenden Wogen sich Samstag und Sonntag Hunderttausende vergnügen. Schaukelnd auf den Wogen, Lungen voll von stärkender Ozonluft, Augen in der Unendlichkeit des Ozeans, kann man die Sehnsucht nach Alpenfichtenwäldern vergessen.

Auf den Straßen abends ist das Heimkommen langsam, denn die stadtwärts Laufenden sind voll von Autos, 30 Meilen im Umkreis der Stadt, fast besser ist es, im Zug nach Hause zu fahren; es gehen viele Züge, geräumig, bequem und schnell. In der Tat, erst am Sonntag merkt man so recht, daß diese Stadt sechs Millionen Einwohner hat – ebensoviele wie Österreich!

Den Hudson hinauf am Morgen, hinab am Abend, dampfen die Ausflugsboote, voll, zum Überfließen voll mit „just folks“. Um einen Dollar kann man den ganzen Sonntag auf zwei Klappstühlen am Deck verbringen, während sich wie ein Film vor einem die von den Amerikanern so oft und stolz gepriesene Schönheit der Hudsonszenerie entrollt. Keine Loreleifelsen und keine altersgrauen Ritterburgen, keine Florian-Geyer-Stimmung! Wer in Amerika nach mittelalterlicher Romantik sucht wird immer bitter enttäuscht sein. Sogar dort, wo die Hand des Menschen noch nicht entscheidend eingegriffen hat, ist die amerikanische Landschaft spezifisch verschieden von der Europas. Aber der Hudson ist schön. An einer Stelle mächtig und weit wie ein kleines Meer, gleich darauf dringen Hügel wachauartig dicht ans Wasser heran, den stolzen Strom zu kühnen Kurven zwingend, um denen kleine Siedlungen unter Blütenbäumen stehen. Am linken Ufer wird das Grün stellenweise intensiver, voller und in Rabatten geteilt durch die kunstvolle Hand des Menschen, schwingt es sich um einen weißen Bau, den Herrnsitz eines Millionärs. Am Abend, wenn die Schiffe stromabwärts streben, Musik von einem zum anderen hinüberklingt, jeder Bub sein Mädels im Arm hält, flammen diese großen, hellerleuchteten Häuser wie Augen im Gesichte der Nacht ringsum. Von einem, das auf einem Gipfel steht, Hügel und Strom beherrschend, züngeln die Himmelslichter in die Rabenschwärze des Firmaments – es ist der Name der Villaburg, den sie in Flammen über den Strom ausrufen.

Wer sein Week-end über ein paar Tage strecken kann, fährt den Hudson hinauf bis Albany und von dort in die Höhenpracht der Adirondacks. Es ist Hochland, den Alpen ähnlich, aber minus Höhengipfel und ewigen Schnee, und durchdrungen von der eigenartigen Note der amerikanischen Landschaft; Großzügigkeit im Schwunge der Linien, eine Unbeschriebenheit, eine Virginität – selbst dort, wo die Hand des Menschen regiert. Da gibt es eine Menge von Seen, in denen sich dunkle Tannenwälder spiegeln und blaue Berge, da gibt es schwätzende, über Steine kollernde Alpenbäche, schmale Pfade in der Stille und Kühle des Hochwaldes, da gibt es, hoch oben, so entzückend fern von allem Weltgetriebe, auf einer Lichtung die „log-cabin“. Es ist die amerikanische Ausgabe einer Sennhütte. Der Vergleich ist kühn, denn die „log-cabin“ hat nichts mehr gemein mit der Sennhütte als die Lage und – für den oberflächlichen Betrachter – die Außenseite. Sie gehört nicht Bauern, sondern irgendeinem wohlhabenden Städter. Es gibt darin keine Elektrizität, kein Gas, kein rinnendes warmes Wasser. Davon abgesehen aber, gibt es fast alles hinter den Wänden von rohgezimmerten Stämmen, „logs“. Sie dient der Erholung, der Jagd, dem Flirt, und der schönste Raum darin ist die große Hall, der große Loungeroom. Von den Wänden schauen riesige Geweihe der „moose“, der Elentiere, der Boden ist bedeckt mit üppigen Fellen, auf denen man sich wohlig streckt, nach einem Tag in der ozonreichen Luft, vor dem riesigen Kamin – „fireplace“ – in dem große Stämme flammen. - -

# Das Filmland Amerika

## *Don Quichottes der Silberleinwand.*

Sie sind wie Weihrauchwolken, die um ein Idol ziehen, in seltsamen Spiralen; wie inbrüstig nach den Sternen gereckte Hände; sie sind wie Motten, die ins Licht fliegen; wie die regenbogenfarbigen Träume vom Süden, die blauäugige Wanderer aus dem Norden ihre Kraft versengen ließen in südlichen Himmeln.

Ja, all diese Gedanken, die dieselbe Straße laufen, all diese Chimären, die eine und dieselbe Sonne haben, wer sind die, die sie denken, die sie nähren? Die ganz jungen Dinger natürlich, so früh flügge in diesem Lande der Frau; dann die Schönen, die schon gekostet von den Früchten des Lebens; und die jungen Männer, denen die Kraft ihres frischen Blutes und ihrer geraden Glieder Selbstbewußtseins übergenuß gibt; und die vielen anderen, die nicht mehr jung sind, nicht mehr hübsch, nicht mehr federnd von Keckheit: Legion sind sie. Und welches ist die Macht, die in ihnen treibt? Mein Gott, was ist es am Ende anderes, als was die Dichter Reime schreiben heißt und die Musiker in Tönen fühlen, was die Asketen sich abtöten läßt und die Frauen von Liebe träumen: die schmerzliche Unvollkommenheit dieser Welt ein wenig zuzudecken mit dem Glanz, den sich die Sehnsucht der Seele erfindet; über die Brettergatter irdischer Beschränktheit hinüber in die Blumengefilde von irgendwo jenseits zu schauen, oder auch sich nur aus der eigenen jämmerlichen Mittelmäßigkeit ein wenig herauszuhelfen suchen, indem man sich in Selbstüberhebung, die kaum weniger rührend als lächerlich ist, als Held etikettiert, wenn es einem doch nicht gegeben ist, wie nur wenigen, als Genie in Schöpferqual und Schöpferlust Gott nahe zu sein. Was dann daraus wird, ist Mystizismus, ist Religion, ist – ja, ich wage diese ungeheure Kombination auszudrücken, und ich bitte Dichter und Musiker, Asket und Frau um Entschuldigung – ist dieses häßliche Entlein einer auf alle Arten von Pedigrees so stolzen und doch an Zwittergeburten so reichen Kultur: das Kino. Denn, als ich von jener Legion von Gläubigen sprach, meinte ich all die, welche die Silberleinwand, wie sie hier poetisch im Lande der maschinenerbauten Prosa genannt wird, in dem Maße fasziniert hat, daß sie ihren gesunden Menschenverstand verlieren, von dem sie ja wohl eine kleinere oder größere Quote zugemessen bekommen haben, die Flinte ins Korn werfen und das Buch hinter den Tisch, und das Steak für den Mann im Ofen verbrennen lassen, um ihrer Fata Morgana nachzulaufen. Wer je dieses Volk für hoffnungslos prosaisch und in der perfektionierten Routine ihrer Zivilisation petrifiziert glaubt, den belehrt solche Erfahrung eines Besseren.

Wie man weiß, ist Hollywood, achtundzwanzig Meilen von Los Angeles in Kalifornien, der Mittelpunkt der produzierenden Filmindustrie, obwohl sich in der Umgebung, in Culver City, in Universal City, in Westwood, aber auch in Newyork und Long-Island Studios befinden. Die Hollywood-Handelskammer hat sich bemüßt gefühlt, einen Aufruf durch die ganzen Vereinigten Staaten zu erlassen, daß niemand nach Hollywood kommen soll, um ins Kino „einzubrechen“ (break into the movies), ohne sich vorher genau erkundigt zu haben. Sie wissen sich dort nämlich schon nicht mehr vor den vielen zu helfen, die angesegelt kommen. Lange, lange Reihen stehen täglich vor den Studios der großen Gesellschaften; sie warten, eine Chance zu bekommen als „Extras“, wenn der Regisseur sie defilieren läßt, was er nur tut – natürlich – und sehr schnell, wenn er Komparserie benötigt. Als „Extra“ kann man dann vielleicht die Aufmerksamkeit des Regisseurs, des Allmächtigen, auf sich lenken, und das Glück ist gemacht! Und als

„Extra“ hat man dann eine kurze Zeit drei, vier, fünf Dollar am Tag; dann wieder nichts. Warten, warten. Das kostet Geld und das Mitgebrachte ist bald aufgezehrt und der Weg zurück ist weit; zwei Tage und zwei Nächte vielleicht, das kostet viel Tage Lebens in Hollywood. So viele der preisgekrönten Schönheiten sind da hoffnungslos gestrandet. In Amerika macht ja doch jede kleine Stadt jährlich ein paar Mal eine Schönheitskonkurrenz, die nationale Bedeutung annimmt. Schönheit – Schönheit ist so alltäglich in

Hollywood! Da haben sie alle geträumt vom schnellen, leichten, herrlichen Verdienen und ahnen doch nicht, was – selbst wenn ihnen die „Chance“ wird – für harte Arbeit es ist! Habt ihr denn je in dem Licht gestanden, in dem gleißenden, glänzenden, brennenden Licht, in dessen Focus der Spielende stehen muß, und eine Szene, eine kleinwinzige, vielleicht alberne, oder verflucht schwierige Szene, hundertmal wiederholt? Nein, das ist kein Spiel.

Ich weiß wohl, es ist in Europa arg genug; kommen mir auf einem Schreibtisch einer der großen Filmgesellschaften Amerikas Briefe unter – zumeist aus Deutschland – die, soweit das überhaupt möglich ist, noch naiver anmuten, als die vielen in der Flut der Einheimischen – denn zu allem anderen kommt darin der noch immer unverrückte Glaube der europäischen Seele zu so kindlichem Ausdruck, daß man mit Dollars hier Federball spielt und Schecks zum Zeitvertreib schreibt. Und glaubt nicht, o starkes Geschlecht, daß ihr nun die sein könnt, die da lächeln dürfen in sokratischer Weisheit, denn wenn auch die Auswahl unter den Männern bedeutend geringer ist, da nur wenige berufen sind, so steht das Angebot nicht hinter dem euerer traditionell eitlen Schwestern zurück.

Hängt da einer an den Brief ein kleines Bild eines Jungen, knorrig wie eine vom Blitz geschlagene Eiche, und das Gesicht darauf wie ein Pilzling, und schreibt: „Ich bin 21 Jahre, gesund und wohlgebaut und habe die Absicht, als Filmschauspieler bei ihrer Gesellschaft einzutreten . . . Was die finanzielle Seite der Sache betrifft, werden Sie ja wohl wissen, wie das zu behandeln ist, Sie werden mir ja wohl das Geld für die Überfahrt gleich schicken.“ Ein Spaß? Nein, keineswegs. Auch nicht ein Einzelfall; vielmehr typisch. Er wohnt in irgendeinem Werniger- oder Heinze- oder Minnigerode und hat die Queen of Sheba gesehen, mit der sich die Foxfilmkompagnie am Kontinent scheint's unsterblich gemacht. Und sitzt er drüben und wartet auf den Brief aus Amerika. Eines Tages kriegt er ihn, den Brief mit der blauen Marke aus dem Fabelland, auf der das strenge Gesicht irgendeines lang verstorbenen Präsidenten ein Evangelium verkündet, das mit der Königin von Saba rein gar nichts zu tun hat; aber er wird ihn nicht lesen können, den Brief. Scheck liegt keiner bei, so viel sieht er schon. Aber wann hat je ein Herz schon das Hoffen sein gelassen, bevor es nicht mit der Nase auf die Pflastersteine der Tatsachen gefallen, und wie oft auch noch nicht weit darüber hinaus?

Und da ist einer – denn, wenn manche des Zaubers ihrer Persönlichkeit gewiß sind, wissen andere, daß ihr Geist es ist, vor dem sich rasselnd die hochgezogenen Zugbrücken einladend über die tiefen Graben um die stolzen Filmhochburgen legen werden – und deshalb sendet der ein langes, unendlich langes Manuskript, geschrieben in der denkbar langwierigsten Sorte von deutscher Sprache – und einen Brief dazu: „Ich bin sicher, daß diese Sache ein ganz durchschlagender Erfolg wird, und es wäre wohl am besten, wenn Sie mich hinüber kommen ließen, um alles mit Ihnen zu besprechen, oder schicken Sie einen Herrn herüber: dieser müßte jedoch deutsch sprechen.“ Die herüber, die wissen schon besser Bescheid, der schreibt hier aus Butte, im Staate Montana: „Ich kann fechten, schwimmen, turnen, boxen; ich bin ein exzellenter Reiter und kann mit dem Pferd Hindernisse nehmen, ich werfe das Lasso ausgezeichnet; ich kann Telegraphenstangen schnellstens hinaufklettern, und für mich gibt es keinen Schwindel auf Häuserfirsten. Ich bin mit den Cowboys durch Texas geritten und habe in der Wüste Colorado kampiert; ich habe den Geschichten gelauscht, die man sich am Grand Canyon erzählt, Geschichten, die noch niemand in einem Buch oder auf der Leinwand gebracht hat und die Tom Mix frische Glorie verleihen würden, oder einen zweiten Tom auferstehen lassen könnten.“ Dieser Brief war fünf Seiten lang, er war ein *Document humain*. Ich glaube, daß niemand ihn hier in diesem ungeheuren Office mit zweitausendachthundert Angestellten zu Ende gelesen hat, außer mir, deren Geschäft es nicht war, ihn zu lesen.

Sein Datum lag weit zurück. Und wahrscheinlich ist er nie beantwortet worden. Obwohl das selten vorkommt; denn es gibt keine Bohème-weisen Laxitäten in den Bureaux einer Filmgesellschaft; da ist alles stramme Organisation. Strammheit auch im Zurückschicken der Szenarios, der Manuskripte; da sitzen ein Paar zu

fünfzehn oder achtzehn Dollar die Woche, die öffnen die vielen Briefe, schälen das Manuskript, heraus und lassen es in die beigelegte rückadressierte Enveloppe schlüpfen, zusammen mit einem netten Absagestreifen. Es wird nicht einmal auseinandergefaltet, es erblickt sozusagen das Tageslicht nicht, aus der Obskurität geht es in Obskurität zurück. Der Höflichkeit ist Genüge getan mit wenig Kosten, denn zum Durchlesen all dieser Makulatur oder zum Beurteilen gar, brauchte es einer geübten und dementsprechend teuren Kraft, und wer eine Ahnung hat von der schier unglaublichen Inkompetenz des größten Teiles dieser Elaborate, wird einsehen, daß es nicht schlechte Geschäftspolitik ist. Drüben setzt sich einer mit der Feder schließlich nur hin, wenn ihm das bißchen Bildung, das er irgendwie zusammengekratzt hat, zu Kopf gestiegen ist, hier aber herrscht eine wahre Wut des Schreibens in allen Klassen, und da das Kino dem Volk naturgemäß näher liegt als Theater, Buch und Zeitschrift, läßt es diese Wut – von der die Farmer nicht frei sind – im Szenario aus.

Selbstverständlich existieren auch Schulen, die das Szenarioschreiben lehren, um nicht so geringe Summen – ich weiß da von einer, die 100 Dollar für den Kurs verlangt – aber die besseren sind mit den Filmstellen so verbunden, daß sie als eine Art Agenturen für den Vertrieb der Manuskripte fungieren. Die Unternehmer encouragieren – absichtlich oder unabsichtlich - diese Überflutung des Marktes, indem sie fortwährend ihre Rufe nach originellen Szenarios ertönen lassen und betonen, daß nur ja nicht einer glauben sollte, daß er gebildet oder schon gedruckt sein müsse, um den Apfel vom Kopf zu schießen und den großen Preis nach Hause zu tragen; gerade der einfache Mann usw. – Dann aber in der Abgeschlossenheit ihrer Bureaux, wo die Phrasen sich zu Zahlen kondensieren, nehmen sie eben doch wieder meist ein Buch her, das sie ihrem Szenario-Departement zur Bearbeitung übergeben, das einer geschrieben hat, der sich soweit mit Dingen des Intellekts und der Imagination befaßt hat, daß er – halbwegs wenigstens – mit der Sprache manövrieren gelernt hat, was natürlich nicht Gewähr gibt, daß er die Handlung in herzergreifenden Etappen zur Peripetie hinaufzupeitschen versteht. Dazu aber ist ja der Szenarioschneider da; da ist jener, der für 100 Dollar oder mehr in der Woche die Psychologie des Geschäftes im kleinen Finger hat und nun aus dem Buch ein kinowirksames Szenario macht. Selbstverständlich werden Bücher auch häufig aus Gründen der Publizität, Propaganda gewählt, da der Titel allein schon zieht; ebenso Schlager der Saison auf der Bühne. Dies setzt die enormen Kosten der Propaganda herab und man kann daher riesige Summen für solch ein Stück zahlen.

Hemmen den Handel noch immer Trümmer aus dem großen Dammbbruch der menschlichen Kultur, der der Krieg gewesen, stockten die Tonnen vor Zöllen und Bankrott, so stehen den Reisenden Gedanken, stehen Kunst und Wissenschaft Grenzen und Tore offen; und Herzen. Denn nachdem man jahrelang auf einander geschossen, ist man begierig, von des anderen Seele zu wissen. Hätte man mehr davon gewußt, hätte man vielleicht nie geschossen. Vor allem: Hätte das Volk mehr gewußt.

Wie aber bildet man das Volk, öffnet ihm die Augen, macht es weiser, urteilskräftiger, selbständiger? Schulen sind gut, aber wenn man arm ist, muß man bald anfangen, zu verdienen. Und arbeiten und lernen ist zu hart. Wie manchen sah ich ausziehen mit vierzehn Jahren mit dem ersten Willen, nicht stehen zu bleiben. Aber die Tretmühlen, meine Herrschaften, die ihr das arme Kino mit einem Schulterzucken abtut, die Tretmühlen des Lebens mahlen gut und zermahlen. Und je leichter und naiver die Seele, desto mehr liebt sie das Vergnügen. Geht ihr nicht ins Theater zum Vergnügen? Ja, ihr geht auch zur Erbauung, zum geistigen Genuß. Denn in euch hat man den Sinn dazu erzogen, oder in euren Eltern oder Großeltern. Das Kino ist billiger und das Kino ist allen verständlich, denn das Auge erfaßt, was dem Gehirn oft verschlossen bleiben muß. Aber das Kino ist nicht nur Vergnügen; mit seinen in allen Erdteilen, in allen Lagen, mit allen Menschen gestellten Bühnen ist es eine Tür ins Freie, eine Tür in die Welt. Vielleicht unlogisch, unwahrscheinlich oft,



diese Welt. Aber sie ist reich, sie ist bunt, sie ist weit, diese Welt; man liebt und haßt, und man abenteuernd in ihr, wie man es ja in der Platitude des Durchschnittsdaseins nie darf. Und noch mehr: man reist, man reist in die seltsamsten, fernsten Gegenden, man ist selbst dort und sieht alles. Wie kann dagegen des seligen Rothaug's Karte der Planiglobien bestehen oder Paragraphen 5 und 6 im Geschichtsbuch gegen die lebendigen Szenen an Nero's Hof?

Ganz abgesehen aber von Volksbeglückung: es sind hier in Amerika schon manche Versuche gemacht worden, Filme hervorzubringen, die nur mit der Idee der vollendetsten Künstlerschaft produziert sind, ohne geringste Rücksicht auf Kassenerfolg, eine Art literarische Cinema-Bewegung. Bis jetzt hat sich noch kein Mäzenat dafür gefunden, den ja das literarische Kino natürlich auch brauchte, wie jede Kunst. Aber was nicht ist, kann werden, wird werden – und so auch ich zum Schluß, obwohl ich so nah an den Webstühlen sitzend, noch kein Szenario geschrieben und noch keinem mich als zukünftige Norma Talmadge vor gestellt – doch eine Don Quichotte der Silberleinwand; eine Lanze brechend für dies häßliche Entlein internationaler Kunst.

## ***Newyorker Filmbrief.***

Gertrude Ashertons sensationeller Roman „Black Oxen“ ist gedreht worden und man hat mit Recht einen interessanten Film erwarten dürfen. Man hat diesen Roman vor einiger Zeit in den Händen jedes Backfisches und Stenographen in der Subway gesehen, auf jedem Boudoirtisch lohte sein feuerfarbener Umschlag und die Grauhaarigen versteckten ihn in den Schubladen. „Schwarze Oxen“ sind nach des Dichters Worten die Jahre, die über die Welt traben, unaufhörlich, unaufhaltsam. Die Jahre, die die Ringe um die Augen zeichnen, die dem Haar den Glanz nehmen und der Gestalt die Schlankheit, der Haut die Glätte; die Jahre, die Todfeinde der Frau. Bis, ja, bis die Wissenschaft kam und Gertrude Asherton. . .

Eine schöne Frau, offenbar eine Fremde, erregt die Aufmerksamkeit des verwöhnten Lee Clavering im Parkett der Newyorker Oper. Als dieser seinen Freund, den alten Dinwiddie, „the dear old gossip“, zu Rate zieht, erleichtert er und muß einen Trunk Wasser tun; er hat einen Geist gesehen, meint er, denn diese Frau ist das Abbild Mary Ogdens, deren Schönheit nicht nur er, auch Newyork zu Füßen gelegen – vor dreißig Jahren. Dann hatte Mary einen österreichischen Grafen Zattiany geheiratet und vor ein paar Jahren hatte sie Dinwiddie als eine zerbrechliche alte Dame in Wien gesehen. Er wußte ganz bestimmt – und wer sollte solche Dinge besser wissen als „the dear old gossip“ – daß Mary weder Kind noch Bruder oder Schwester hatte. Während Newyork, geführt von Dinwiddie und Jane Oglethorpe, der sechzigjährigen ehemaligen Freundin Marys und Führerin des exklusiven Sets, sich über die Fremde den Kopf zerbricht, hat Clavering Bekanntschaft und schnell auch schon eine halbe Verlobung mit ihr geschlossen. Er ist entzückt, er, der Vierunddreißigjährige, der noch nie entzückt war; die blühende Schönheit nicht allein, aber diese, verbunden mit dem unaussprechlichen Charme der Dame, haben es ihm angetan. So kann ihn von seinem Entschluß, sie zu heiraten, auch ihr Brief nicht abbringen, worin sie ihm mitteilt, daß sie sechzig Jahre alt und Mary Ogden selbst ist, die durch ein Wunder der Wissenschaft – wir sehen die alte Gräfin in Wien im Gespräch mit Dr. Steinach – die Jugend wieder erlangt hat. Schließlich, nach hartem Kampf mit sich selbst, gibt die Gräfin junge Liebe auf und schiffet sich ein nach ihrem zweiten Heimatland, um politisch als Gemahlin des Prinzen Hohenauer eine Rolle zu spielen. Ihr Körper ist zwar jung und schlank, aber ihre Seele ist schwer mit der Einsicht, die Alter gegeben.

Dieser Film hätte können sehr gut sein und er ist es stellenweise, aber er leidet durchaus daran, daß die Heldin Corinne Griffith für die Darstellung der Countess Zattiany absolut untauglich ist. Corinne Griffith ist die übliche amerikanische Filmschönheit, deren zuckrige Kleinmädchen-Süße man selbst dort genug bekommt, wo sie am Platze ist. Ein hübsches Gesicht, Kleider und der gewisse unschuldsvoll-ideale Aufblick aus großen Rehaugen, im drastischen Dialekt „Babystare“ genannt, macht keine Mary Ogden-Zattiany, der die politisch-aristokratischen Kreise Europas huldigten und der der verwöhnteste Schönheitsensucher der brillanten Gesellschaft Networks zu Füßen liegt. In der Oper wird sie als unbekannte Fremde der Fokus aller Gläser – nach Corinne Griffiths Zattiany hätte sich kein Mensch umgedreht. Hübsch und elegant gekleidet? Well, in den Parketts und in den Logen der Newyorker Theater sind so viele, so viele hübsch und elegant gekleidet! Das ist nichts. Was noch schlimmer ist als der bloß schauspielerisch schlechte Eindruck dieser Fehlbesetzung, sie stört das Ende des Dramas, die Moral der Geschichte. Dieses kleine Mädchen mit dem trippelnden Gang, die Chauffeuren Weisungen gibt mit einer lebhaften Bewegung des Kopfes wie ein zu wenig erzogener Backfisch, soll die Weisheit einer sechzigjährigen Seele haben, „the brilliant mind of sixty, with triumphant memories“, die Seele eines Staatsmannes, der eine schöne Frau ist? Und man soll ihr glauben, daß sie auf das Los einer Frau, die nichts als nur jungselig liebendes Weib ist, verzichtet, um der Weisheit ihrer sechzig Jahre zu folgen! Gerade darin liegt ja der ungewöhnliche Reiz dieser Frau, wie sie Gertrude Asherton beschrieben hat, daß sie die Klarheit und die Weisheit des Alters, die Grazie der Vielerfahrenen mit strahlender Jugend verbindet.

Wie gut man das Lokalkolorit und ausländische Personen treffen und darstellen kann, hat der Film „Merry-go-round“, auf deutsch „Das Ringelspiel“, gezeigt. Das Ringelspiel, welches das Leben im allgemeinen, und jenes, welches der Wiener Prater im besonderen ist, ein Film, der vor und nach Ausbruch des Krieges in Wien spielt. Den hatte jemand gemacht, der Land und Leute genau kannte, und dieser Film war entzückend. Der Wiener Prater, das Wiener Mädel, der österreichische Offizier in all seiner ephemeren Liebenswürdigkeit – in allen Phasen seines quecksilbernen Daseins – ja, es war wirklich unser altes und verlorenes Wien, jenes Wien, das nie mehr wiederkehrt, das ich hier am Broadway, von Amerikanern dargestellt, sah und - beweinte.

„Sechzehn Meilen oder 25 Kilometer Stoff wurden verwendet, 125 Köche halfen die Mahlzeiten bereiten, für die Schminke der Schauspieler wurden zwei Tonnen Puder und 500 Gallonen Glycerin verbraucht...“ usw. Das ist natürlich Cecil de Mille, der sein Regisseurgenie für die Monsterbilder verschwendet und dessen Preßbureau immer als schlagendsten Coup die siebenstellige Ziffer ins Treffen führt. Es sind diesmal „The Ten Commandments“, die zehn Gebote. Der Film besteht aus zwei Teilen, einem geschichtlichen, vielmehr biblischem, und einem modernen. Der geschichtliche ist der weitaus bessere. Ich lese, daß man in Berlin und Wien nun den amerikanischen Film „Die Königin von Saba“ vorführt. Dieser Film ist drei Jahre alt, was viel in der Filmindustrie bedeutet, besonders in der des geschichtlichen Films in Amerika. Für einen historisch gebildeten Menschen mutet „Die Königin von Saba“ hie und da komisch an, es scheint einem, als ob die Regisseure geglaubt hätten, Pracht und Phantasie könnte alles andere ersetzen, aber für den historischen Film von heute ist dies kein illustrierendes Beispiel mehr. Alles, was Berlin und Wien in amerikanischen Filmen zu sehen bekommen, ist schon überholt im Moment, da die Anzeigen gedruckt werden. Viele der besten Filme kommen überhaupt nicht hinüber, wie das oben erwähnte „Ringelspiel“, oder Charlie Chaplins „A Woman of Paris“. Was nun die historischen Filme betrifft, so ist in den letzten zwei Jahren ein ungeheurer Aufschwung zu vermerken. Vielleicht haben die Amerikaner von den deutschen historischen Filmen gelernt. Der erste Teil der „Ten Commandments“ ist jedenfalls ein bedeutendes Werk, eindrucksvoll im Detail und großartig in den Massenszenen; die Bildwirkung von großer Schönheit, was wir deshalb hervorheben, da die Amerikaner in ihren Filmen ja immer mehr Wert legen auf das Sensationelle, als auf das Piktoriale; das Jagen der Streitwagen des Pharaos durch die Wüste, den enteilenden Juden nach, eine einzigartige Szene. Den Eindruck stören Dinge, die wieder nichts sind als das ewige Schielen der Regisseure nach der Masse mit der Kinderseele, mit den Kinderhirnen: Moses auf dem Berge Sinai bekommt jedes der zehn Gebote aus dem Felsen herausgeworfen in Blitz und Donner, in ohrenbetäubendem Pandämonium von Posaunen, Klarinetten, Trommeln, Pfeifen, Tschinellen and what not. Beim ersten Gebot dacht' ich: na also, es ist vorbei, vergessen wir es, während ich langsam ins Leben zurückkam. Folgte das zweite, das dritte; well, alle guten Dinge sind drei, wir wissen ja nun schon. Fehlgeraten, alle zehn müssen heraus, und die Leute applaudieren bei jedem – ausgenommen beim neunten – es gibt sehr viel Geschiedene in Amerika.

Der zweite Teil ist die Anwendung aufs moderne Leben. Die Geschichte ist verfaßt von der teuerst bezahlten Szenario-Schriftstellerin, was nicht heißt, daß sie gut ist. Die Maßangaben scheinen zu viel durch das Gewebe. Die alte Geschichte: man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Der eine Bruder ganz schwarzer Bösewicht, der andere ganz engelsflügelweiße Güte; die Mutter geht durch das Stück mit einer Bibel, die ausschaut, wie ein Pandekt aus einem uralten Kloster. Viel Aufregung, zu viel Aufregung. Die Heldin fällt fast vom neunzehnten Stock herunter und schwebt eine ganze Weile am schmalen Balken, die neunzehn Stöcke der Kirche stürzen zusammen, und sogar über die arme Mutter, das Boot des Bösewichts zerschellt am Kliff, dazwischen ein kleiner Mord, die schöne Eurasierin wird der Perlen halber totgeschossen, aber, am Ende, unausweichbar, der Kuß in Frieden. Die Darsteller insgesamt ausgezeichnet, Richard Dix als der gute und Rod la Rocque als der schlechte Bruder, für den es weder Gott, noch Bibel, noch Gebote gibt. Nita Naldi, verblüffend schön als die unglückliche Eurasierin, Leatrice Joy pathetisch als die kleine Mary Leigh.

## **„Die Affären des Anatol“ am Missouri.**

Die Welle jäh und ungebändigten Lichtes stürzt über die Straße und bricht sich an der Reihe der Wagen, die schräg gegen das Pflaster gelehnt wie ein Wall stehen, wie eine trotzige und machtsichere Wagenburg. Nicht ein einziges pferdegezogenes Vehikel, alles Automobile. Ford Cars in allen Ausgaben, von der leichten, kleinsten, billigsten Flivver bis zum Sechs-Personen-Car, der stolpernd über die Landstraßen fliegt; praktische Overlands, schmucke Dodges, die man anschafft, wenn man finanziell die Ford-Stufe überwunden hat, Roadster aller Macharten, und hie und da ein stolzer Cadillac – denn wir sind im Staate reicher Felder. Langsam-vorsichtig fahren die Wagen auf der verengerten Straße, noch immer mehr, noch immer Neuankommende. Und die Farmer in ihren schweren Pelzmänteln – denn ringsum auf den Stoppeln der Kukuruzfelder liegt der erste Schnee – die Frauen in kurios besteckten Straußfedernhüten, und die Jugend aller Altersklassen klettert von den Sitzen, und während der Mann den Car absperrt, schaut die Frau nach den Freunden aus.

Der Schmutz und Staub von Meilen von Landstraßen liegt auf den meisten Wagen, der Spiegel der Karosserien ist getrübt und zerschürft von harten Arbeitswochen in der Prärie, in Wetter, Wind, Sonne, über Stein und tiefergrienen Furchen. Aus dem Dunkel am Ende der Straße kommen sie her, wo die Brücke über den Missouri führt – eine der längsten der Erde. Leise gurgelnd rollt das Wasser darunter, unaufhaltsam und dunkel wie die Zeit. In der Mitte hebt sich bleich schimmernd eine Sandinsel empor; wie Gespenster, mit zum Himmel gereckten, vom Anprall früherer Wogen erbärmlich verstümmelten Armen steht das Ufergehölz, Sanddünen zwischen den Gliedern, zerfetzte Abfälle, Bretter, Fässer in sie verklemmt, die im Dunkel des Novemberabends aussehen wie geheimnisvolle Gaben, an den Baum der Erkenntnis gehängt. Die Ufer schwarz, schweigend, dahinter in der Nacht endlos schlafende Kukuruzfelder und Schweineweiden. An der Seite des Städtchens, hart ans Ufer gerückt, ein paar Lichter, flackernd wie Irrlichter über dem Sumpf – das Negerviertel. Dann auf der schnurgeraden Straße auftauchend, links und rechts, die kleinen Holzhäuser mit den Veranden, keine lange Reihe, denn das Städtchen hat nicht mehr als zweitausend Einwohner. Und plötzlich der Lichttriumph des Prinzeß-Theaters, in den hinein sich alles drängt, um den sich alles gruppiert.

Im Mittelpunkt der Flut von Menschen und Licht, in ihrer kleinen Box aus Glas sitzt die kleine Kassierererin vor dem Eingang. Puppenglatt das Gesichtchen, zu grell geschminkt Lippen und Wange, zu ungeschickt geschwärzt die Brauen. Das hellgrüne Seidenkleid zu schwer mit billigen Glasperlen benäht. Aber echt die jungen Mädchenaugen. Sie rechnet unaufhörlich und schiebt Münzen und Dollars und Karten durch das kleine Guckloch. Heute, am Samstag abend, sind die Sitze erhöht, 25 und 35 Cent. Vor dem Eingang steht ein braungebrannter Bursch. Die Uniform, die einstmals grau-golden gewesen sein mag, ist ein guter Witz, ein desto besserer, weil er ernst gemeint ist. Der Eigentümer des Prinzeß-Theaters weiß, was sich für einen ordentlichen Moviepalast – alias Kino gehört.

Man geht aber noch nicht in den Saal, man steht vor dem Eingang und genießt die Festerregung des Augenblicks. Die Männer treffen Geschäftsfreunde. „Hello, old top.“ „Whad ya doin ere, Sam, gettin swell?“ was, aus dem „slang“ übersetzt, heißt: „Was tust du hier, Sam, willst du dich aufspielen als Elegant?“ Weizen- und Kukuruzpreise fliegen auf wie Rebhühner. Die Frauen kritisieren einander, heimlich und offen. Die Kinder spielen Fangerl rund um die Box der Kassierererin und brüllen, brüllen desto mehr, je lauter die stoppenden Autos von der Straße her knurren. Meistens große, robuste Gestalten, beide Geschlechter, blond und helläugig, Bauern, und doch so verschieden von Bauern. In schweren Kleidern. Aber nicht die Jugend, die Jugend weiß es besser. Die Mädchen über den frischen Landteint hinüber fast alle geschminkt, ebenso ungeschickt wie die kleine Kassierererin, die Frisuren sorgfältigst gebauscht. Hinter dem zurückgeschlagenen Kragen des Pelzmantels sieht das hellfarbige Crepe de Chine- oder Georgette-Kleid hervor, das im Emporium,

dem Kaufhaus des Städtchens, als *le dernier cri* aus dem Osten gilt, und das sich zu diesem verhält wie ein Viertel Gespritzter zweifelhafter Herkunft zu einer Bouteille alten Tokaiers. Ungezwungen, heiter und laut lachen sie am Arm ihrer Fellows, ihrer Burschen, manche begnügt sich nicht mit einem, sondern hat zwei oder drei mitgebracht. „I bet my life, swellest show you ever saw, Dan!“ (Ich wette mein Leben, die pikfeinste Geschichte, die du je sahst Daniel!) Maggies Augen funkeln vor Vergnügen und Erwartung und hängen an den Billboards, die vor dem Theater aufgestellt sind. Dan sind die Billboards egal. Dan ist die Show egal, es ist ja weder Charlie noch Wildwesterner mit cowboys und thrills (Aufregungen). „Girl’s stuff, anyway.“ Aber im dunklen Theater wird er neben Maggie sitzen und ihre Hand in der seinen halten, ganz nahe.

Ja, diese Billboards (Plakate)! Eine ganze Galerie von Frauen in Überlebensgröße, heiterbemalt, Frauen mit zu sehr schmachtenden Augen, mit zu sehr geschürzten Lippen und tief ausgeschnittenen Abendkleidern – Circen, Aphroditen, Theodoren – wo ist das puritanische Gewissen Amerikas? Eine Rosenkette um ihre Köpfe geschlungen, die der Held des Abends hält wie einen Zügel. Groß, schlank, elegant, blasiert, im Frackmantel und Zylinderhut, wie ein Gebilde von einem anderen Stern in eine Welt verschlagen, die nie einen Zylinderhut, noch weniger einen Frackmantel gesehen – Anatol! Unser Wiener Anatol, hier in der Farmerstadt am Missouri, denn hier steht es in schreienden Lettern: Cecil de Milles neueste und großartigste Produktion: „Die Affären des Anatol“, nach einem Stück von Schnitzler. Man glaubt seinen Augen kaum und man kauft ein Ticket um 35 Cent und segnet die Kinematographie, die einem den Altvertrauten aus der Heimat, den man von Sophiensaalbällen und den *Jours* der Frau Hofrat so gut kannte, hier in die Prärie herzaubert.

Man hat sich natürlich getäuscht. Es ist gar nicht Anatol. Dieser Anatol ist ja verheiratet! Und er und seine Frau sind lächerlich jung und gebärden sich noch jünger. Sie verfügen natürlich über unbeschränkte Mittel. Es scheint, daß es ihnen zu gut geht und sie daher nach ein bißchen Abwechslung fahnden. Anatol versucht es mit einer Freundin, und dann mit noch einer, er verschenkt Apartements und Schecks, aber sonst geht alles in verständigster Ehrbarkeit vor sich und der Schluß entläßt natürlich ein glücklich vereinigt Ehepaar. Anatol, der Meister der Koketterie, hat am Missouri jede Erinnerung an ihre Feinheiten vergessen. Er ist nicht als ein junger, glatter, hübscher Mensch, der zu viel Geld hat.

Anfangs ärgert man sich; dann lächelt man, lächelt über sich selbst, daß man einen Moment glauben konnte, der bis in die Fingerspitzen verfeinerte und degenerierte Anatol wäre hier am Missouri möglich, wo vor hundert Jahren noch die Indianer ihre Tomahawks schwangen. Und man schaut über die Zuschauer in diesem langen, schmalen und niedrigen Saal, an dessen blanken Wände ein paar tanzende Figuren gemalt sind. Da sitzt Maggie mit leuchtenden Augen, ihr Herz schlägt laut für Anatol, der so jung, so süß und elegant ist - und die Pracht der Toiletten, der Einrichtungen, der zahlreichen Dienstleute; was für ein herrliches Leben ist das doch, und sie, Maggie, sieht es! Oh, sie kann es sich vorstellen, wie es ist.

Wundervoll! Dan neben ihr fühlt den erhöhten Lebenspuls des Mädchens, er schreibt die Ursache – wer vermag ihn dafür zu belächeln – sich selbst zu; sie weigert ihm nicht ihre Hand wie sonst, wenn er sie in seinem schmucken Roadster ausführt. Dan ist glücklich. Ein paar Reihen hinter ihnen sitzt Maggies Vater. Er schläft. Himmelherrgott, er war müde. Zwanzig Meilen von Omaha, wo er am Morgen einen Stier verkauft hat, zur Farm, dann die zwölf Meilen hieher zur Show und die Straßen so schlecht. Aber die Weiber mußten zur Show!

Da ist Maggies Mutter, der Maggie nicht befehlen und nichts korrigieren darf, weil sie viel zu altmodisch ist. Sie hat es längst aufgegeben, dem Faden der Handlung zu folgen, denn sie hat nie Zeit genug, den Text zu Ende zu lesen; auch versäumte sie am Anfang aufzupassen, weil sie gerade ausgerechnet hatte, daß es Montag eigentlich an der Zeit wäre, mit dem Thanksgivingreinen anzufangen. Als sie sich dann noch

vorgenommen, Myrtle Hannehin morgen früh aufzurufen, hatte sie das Denken zur Ruhe geschickt; die Nähe der vielen Menschen, unter denen so viele Freunde und Bekannte sind, erfüllt sie mit Wohligkeit, die das Vorbeiflirren der hellen Szenen aus einer seltsamen Welt mit dem Salz einer wenn auch nur leisen Angeregtheit würzt. Bei dem erfreulichen Zueinanderfinden des Paares am Ende hatte sie den Faden der Handlung dort aufgelesen, wo sie ihn am Anfang verloren hatte, und „Ende gut, alles gut“, sie hatte „a good time“.

Da sitzt auch Dr. Tom Erickson. Er hat seinen Erstgeborenen am Schoß, dessen zwei Lebensjahre allerdings wenig von dem Glanz des Abends verstehen können. Da aber die Frau Doktor allein, mit der Hilfe des Herrn Doktor natürlich, ihr kleines, zehnzimmeriges Haus bestellt, war niemand, da, um Junior zu behüten.

„Doc“ hatte große Mühe gehabt, den Kleinen an die Atmosphäre zu gewöhnen, als dieser, zum Ergötzen den anderen Kinder im Saal, eines der verschwenderischen Feste Cecil de Milles auf der Leinwand mit lautem Kreischen begleitete. Die hübsche und junge Frau Doktor ist offenbar gewöhnt, solche leidenschaftliche Ausbrüche der Fürsorge des Gatten zu überlassen. Außerdem war die betreffende Szene zu interessant – Anatols Gattin zieht auf den geheimen suggestiven Befehl eines Yogi eben ihre Schuhe und Strümpfe aus und steht mit geschürztem Rock inmitten der glänzenden Abendgesellschaft. Und da ist Benjamin Fullerton, der Drugstore Clerk, der Anatols Haltung und Dreß möglichst viel abzulauschen sich vornimmt und dem das doch nie gelingen wird. In der ersten Reihe aber, weil diese doch die teuerste hier ist, sitzt Dave Donaldson, Realestate and Insurance (Grundspekulant und Versicherung); vor zwei Jahren war er ein Cowboy und heute sieht er zum erstenmal einen Zylinderhut und eine Dame im Abendkleid – im Film.

Bei ihm angelangt, gibt man es auf, über die Gesichter zu wandern, und als auf der Leinwand der fast zur Komparserie herabgedrückte Max der Gnädigen zum letztenmal die Hand küßt und die Mädchen und Frauen im Auditorium die Augen schließen vor Entzücken über solche süße, am Missouri so vollständig unbekanntes Eleganz, steht man auf, schwingt den Mantel über die Schulter und tritt auf die jetzt so ruhige Straße hinaus. Noch flutet das Licht, wartend steht die Wagenburg; zwei Niggerknaben jagen einander den Gehweg hinab. Wenige Schritte nur und man steht auf freiem, unendlichem Feld. Nichts als Fläche ringsumher, über der mit seltsam kaltem, blauem Licht der Mond steht. Ein scharfer, ein ganz erbärmlich scharfer Wind streicht von der seichten Mulde her, die den Lauf des Missouri anzeigt ... Anatol und Missouri, welch unüberbrückbarer Widerspruch; Anatol am Missouri, welch grausame Zwittergeburt.

## ***Westward Ho!***

Wo in Newyork der Menschen- und Wagenstrom Broadways sich kreuzt mit der siebenten Avenue, die schräg über ihn läuft, quillt es über von Bewegung, schäumt Leben moussierend wie Champagner über den Rand der Flasche. Hier in diesem Ineinanderlaufen, in diesem Zueinanderströmen, in diesem Sicheinanderfassen, dieser Symphonie des Verkehrs und der tatfreudigen Gegenwart, knäueln sich die Menge um einen Theaterzugang. Trotz des hellen Tageslichtes strahlt die Fassade in Tausenden von glühroten Lämpchen. „The Covered Wagon.“ „32nd Week.“ Und es ist ausverkauft! Um 2 Uhr 30 Minuten am Nachmittag eines Wochentages, in der zweiunddreißigsten Woche seiner Spielzeit! Nur ein Agioteur macht geheime und gute Geschäfte ein paar Schritte weit vom Eingang.

Wie viel spricht man in Amerika von dem großen, echt amerikanischen Roman, von dem großen amerikanischen Theaterstück, von dem großen, echt amerikanischen Film! Und hier an der 44. Straße und Broadway, im Criterion-Theater, spielt man den großen, echt amerikanischen Film! Da ist alles vereint in einem Meisterstück. Künstlerisch dargestellt der Stolz eines Volkes auf seine gute Kraft; da wurde gearbeitet mit Geschmack, mit Menschenkenntnis; da wurde dem Leben Abgehorchtes in Harmonie zu einem Ganzen vereint; mit Bravour, mit artistischem Einfühlen wurden Szenen konzipiert und unter unendlichen Mühen – die unendlichen Kosten sind nichts Außerordentliches in Amerika und würden an sich nichts beweisen – zur Vollendung geführt. „The Covered Wagon“ gibt jedem: dem, der Kunst sucht, und dem, der „thrills“ sucht – das angenehm prickelnde Gefühl des Gespanntseins vor den leidenschaftlichen und unberechenbaren Schlägen des Lebens; jenem, dem Zahlen imponieren: dreitausend Schauspieler waren drei Monate lang in der wildesten Präriegegend, achtzig Kilometer weit von jeder Eisenbahn, tausend Indianer wurden verwendet, sechshundert Ochsen, tausend Pferde und fünfhundert Maultiere. Das Bild stellt dar den Zug von dreihundert, von Ochsen gezogenen Lastwagen – mit Plachen bedeckten Wagen (*covered wagon*). Die Pioniere, wie sie mit Kind und Kegel im Jahre 1849 quer den immensen, und zum Teil noch unerforschten Kontinent nach Oregon und California zogen, wo bessere Heimat ihnen winkte. Die Szene, in der diese dreihundert Wagen von den Ochsen durch einen reißenden, breiten Strom geschwemmt werden, ist vielleicht die grandioseste, die von der Kinematographie bisher vollbracht wurde; ihr zur Seite stehen der Präriebrand und die Buffalojagd. Es ist beileibe kein Wildwestschlager im üblichen Sinn. Übertreibung oder, besser, Unterstreichen in gewissen Grenzen ist künstlerisch zulässig und notwendig, und die Szenen natürlichen, echten und kleinen alltäglichen Lebens blühen wie Kletterrosen über den Riesen geschichtlichen Geschehens. Natürlich fehlt auch die Liebesgeschichte nicht, denn wir sind im Lande der süßen Bub-und-Mädel-Liebe. Aber schließlich lassen wir uns das lächelnd gefallen.

„Westward Ho!“ singt der Theaterchor am Ende. „Westward Ho!“ das Lied der Pioniere, und wenn man schon lange an den üppigen Portieren, den Marmorgängen und den kleinen lieben, in Urgroßmuttergewänder gekleideten Ushers (Theaterdienerinnen) vorüber, wieder zurück in das brausende Leben Broadways gelangt ist, klingt einem das Lied der Pioniere im Gemüt.

„Westward Ho!“ Diesmal war es westward, ein andermal ist es eastward; und wieder ein andermal – wohin? Ist es nicht immer irgendwovwärts, wohin es die Menschenseele zieht, Wildwestprärien und Hochgebirge, durch Sturm und Strom und Feuer, dunkel, triebhaft oder schmerzlich bewußt. „Westward Ho!“ – The Covered Wagon – hat Tiefe und Breite, es ist ein amerikanisches Epos im Film. Wollen wir hoffen, daß die Europäer es bald zu sehen bekommen.

## ***Die besten Filme der Newyorker Saison (1924).***

Douglas Fairbanks ist einer der wenigen Nur-Filmschauspieler Amerikas, die erhaben sind über den Reiz jener Helden ohne Furcht und Tadel, deren glatte Gesichter und schlanke Glieder die Herzen der Frauen bezaubern. Er ist dem Film nicht zugeflattert als ein unbeschriebenes Blatt, er war Advokat, bevor sein Talent ihn rief. Nicht, daß diese Tatsache irgend etwas Positives besagt, besonders hier in Amerika, wo Advokat zu sein nicht jenes geistige Training voraussetzt wie in Europa, aber es bürgt immerhin für einen gewissen Schuß Intellektualität, der ja dem Kino sehr not und auch gut tut. Wie man weiß, ist Douglas Fairbanks seit längerer Zeit nicht nur Schauspieler, sondern auch Producer, er macht seine Filme selbst, gleich Charlie Chaplin es tat mit seinem fast epochemachenden „Woman of Paris“, in dem Charlie allerdings mit Abwesenheit, aber desto mehr hinter den Kulissen glänzte. Mit seinem letzten Film „Der Dieb von Bagdad“ hat Fairbanks, glaube ich, den besten Film der abgelaufenen amerikanischen Saison geschaffen, jedenfalls den kunstvollsten und entzückendsten.

Es zeigt ein Märchen im Film, das zugleich ein Märchen vom Film ist, denn der tollen und wunderbaren und künstlerisch feinen Dinge werden da eine ganze Menge aufgeführt und mit solch federleichter Anmut, als wäre dieser ganze Aufwand an Tausendsassa-Begebenheiten, an ästhetischen und technischen Feinheiten ein reines Kinderspiel. Trotzdem ist der Film weit entfernt von bloßem virtuosen Brillieren, denn sonst könnte er nicht blasierten Kinobesuchern so herzlich gefallen. Die Geschichte ist eine Geschichte wie viele andere, und man begegnet darin manchem alten, guten Bekannten. Man weiß ja im vorhinein, daß der bettelarme, leichtsinnige Ahmed, der auf den Straßen des vielgebrauchten und noch immer romantischen Bagdad seinen Spässen und frisch und lachend vom Baum gepflückten Spitzbübereien nachgeht, angetan mit einem einzigen Kleidungsstück, unwahrscheinlich weiten, langen, im Winde lustig aufgeblähten Plunderhosen, daß dieser nichtsnutzige, aber treuherzige Junge am Schluß die schöne Prinzessin bekommt. Freilich erst über viele, viele Hindernisse hinweg, und nur deshalb, weil er sie sich verdient in schweren Kämpfen um sein wahres, edles Manntum, mit dem er dann die drei königlichen Werber besiegt.

Und wo werden wir dabei nicht überall hingeführt: Der Dame Phantasie folgt die moderne Kinotechnik als ebenbürtige Helferin. Die Stadt Bagdad selbst, das Kalifenschloß mit allen seinen Höfen und Hallen, die Minarets, alles hat etwas Unwahrscheinliches, Traumhaftes, die dezidierte Realität der Photographie scheint aufgehoben. Man erreichte dies, indem man die Gebäude auf vielen Quadratmetern von verglastem Boden aufbaute, die ihre Schatten reflektierten und Glanzlichter auf die Grundlinien warfen, so daß das Ganze aussieht, wie auf silbrige Luft gebaut. Um die Phantastik des Eindrucks zu erhöhen, errichtete man die Umgebung der Menschen, Gebäude und Dinge, größer, als es im Verhältnis sein sollte. Auch im Schattieren und Tönen suchte man den verschiedenen Stimmungen Rechnung zu tragen, in Lichteffekten sind ja die Amerikaner Meister. Zu den verblüffendsten und zugleich schönsten Aufnahmen gehören die am Meeresgrund, wo Ahmed von einem riesigen Polypen fast gefressen wird. Was Schiller in unsterblichen Worten im „Taucher“ gemalt, hier ersteht es in Wirklichkeit für jeden, der da bequem und ein bißchen angenehm durchschauert im Plüschauteuil lehnt. Weniger gelungen ist der Drache, der vor Alfred Rollers Ungetüm auf den Brettern der Wiener Staatsoper nichts voraus hat. Aber der fliegende Teppich! Zusammengedrängt sitzen auf ihm die drei ungleichen Freier, während er hoch über die Erde hinwegfliegt in so täuschender, wunderbarer Weise, daß wir ein paar Minuten lang selbst das deliziose Gefühl haben, gleich erhaben zu sein über Schwere, über Zeit und Erdgebundenheit. Freilich, bei seiner zweiten Reise, da wagen wir uns wohl nicht mit, denn da nimmt er Ahmed mit der Prinzessin auf die Hochzeitsreise.



Die Geschichte ist aus, dort, wo die Geschichten in Amerika meistens aus sind – wenn sie sich bekommen haben. Das Licht flammt auf und wir gehen an den schlanken, als Araberinnen verkleideten Ushers dem Ausgang zu. Während der Pause hatten sie türkischen Kaffee gereicht, der besser war als irgendein Kaffee, den man in Newyork bekommt, umsonst natürlich. Von schweren orientalischen Incens ist die Luft durchschwängert und in der Halle des Theaters empfängt uns ohrenbetäubende Musik und heiseres Singen orientalischer Straßenbettler, die von einem Balkon hoch oben herunterklimpern. Ja, Moritz Gest, der vor ein paar Jahren erst Programme auf Broadway verkauft hat in einem Paar geflickter Schuhe, ist ein guter Schaumann (showman), Theatermann. Er weiß, daß Qualität allein nicht genügt. Ich bin nicht sicher, daß er orthographisch schreiben kann, aber was immer er managed, hat Klasse. Es ist etwas merkwürdiges um solch ein Talent.

Wenn schon unbedingt kritisiert werden muß, so möchten wir wünschen, daß Julianne Johnston der Gestalt der Prinzessin ein wenig mehr Leben eingehaucht hätte. Schönheit, wie die ihre, ist ein Vergnügen anzuschauen, aber ihre Gesten und ihre Augen hängen so ängstlich an den Worten des Direktors, daß man die Absicht merkt und verstimmt wird. Über die Titel in Amerika das Urteil eines Europäers abzugeben, muß man sich wahrscheinlich abgewöhnen, das heißt, man muß sich abgewöhnen, sie zu lesen, der Genuß am Stück wird ein ungeteilterer sein. Der Titelschreiber im „Dieb“ paukt unausgesetzt Moral, die ja doch so viel, wirkungsvoller und selbstverständlicher im Bilde uns heimgebracht wird: Daß man sich das Glück verdienen muß. . .

Norma Talmadge ist die höchstbezahlte Filmschauspielerin Amerikas. Sie hat bei einer Abstimmung neulich als die Königin des Kinos sogar die liebliche Mary Pickford, das *sweetheart* Amerikas, geschlagen. Eine hochintelligente Spielerin, verfügt sie über ein reiches Register an Ausdrucksmöglichkeiten. Noch vor zwei, drei Jahren litt ihr Spiel an dieser Intellektualität, war es zu kühl geschliffen; aber sie hat unendlich zugelernt. Wenn sie ursprünglich sich einen Großteil ihrer Popularität bei den Massen durch die Eleganz erwarb, mit der sie Toiletten zu tragen versteht – eine Sache, die eine bittere Falle ist für so manche andere – hat sie solch goldenen Rahmen jetzt nicht mehr nötig. In „Secrets“ (Geheimnisse) erreicht sie den Gipfel ihrer Kunst. „Secrets“ lief voriges Jahr auf einer Bühne Broadways, eignet sich aber viel besser für den Film, da es das Leben einer Frau, vom Backfisch bis zur Greisin, umspannt. Es ist zum Unterschied vom „Dieb“, nichts als „just life“, das ist Alltag, und doch auch ein Märchen, das Märchen von der Liebe einer Frau, die keine großen Worte macht, keine großen Gebärden; die keine füßchenstampfenden Forderungen stellt; die, obwohl sie viel sieht, viel weiß, viel leitet, die Größe ihrer Liebe in die zwei Wort faßt: „Yes, John!“ Der Film zeigt die 55 Jahre Leben mit ihrem Mann, der seine gute Portion ewiger Manns-Toll-Dummheit mitbekommen hat und der doch tief im Innersten schätzt, was er an Mary hat. Aber nicht ganz, denn er weiß lange nicht, daß sie alle seine ängstlich gehüteten „Secrets“ kennt. Und Norma-Mary zum Schluß so schön, so groß und herzlich wie nie, als alte, schon bedenklich gekrümmte Frau im weißen Haar.

Das Stück, produziert von dem Mann der Talmadge, Schenk, auch sonst voll Feinheiten. Matt nur der Ehemann, John, der zu sehr Marionette ist und vollständig versagt, zu der weiblichen Gestalt voll Blut und Leben das ebenbürtige männliche Seitenstück zu liefern.

## ***Eine glückliche Ehe im Film.***

Bernard Shaw mag das Kino in Grund und Boden verdammen, er kann doch nicht hindern, daß hie und da einer daherkommt, der die Paraphernalien der Profession vor sich hinstellt, daraus wählt, was er brauchen kann und nun darein den Geist seines Geistes bläst. Dann reiben die Skeptischen sich plötzlich die Augen, weil sie nicht glauben wollen, daß sie recht sehen; dann sitzen die Zünftigen habtacht und kneifen sich in die Schenkel, um sicher zu sein, daß sie nicht träumen, weil schon wieder der andere der Kerl war, der den Vogel abgeschossen; und dann schleichen Strahlchen aus den Strahlen jenes Lichts, das ein genialer Mensch in seinem Werk verspielt, selbst durch die dumpfsten Seelen in der Masse, so daß sie vom Reichtum des Geoffenbarten ein halbes Häferl voll nach Hause nehmen können. Das aber geschieht alles, weil man einen Künstler von Gottes Gnaden arbeiten läßt und nicht einen Knöpfefabrikanten, der in das Kino-Business ging, weil es ihm einträglicher aussah, als das Knöpfefabrikieren – was beileibe nichts Beleidigendes gegen Knöpfefabrikanten bedeuten soll; unsere Meinung ist lediglich: *Sartor resartus*. In dieser Hinsicht hat es dem Kino von allem Anfang an geschadet, besonders hier in Amerika, daß es ein zu gutes Geschäft ist. Wenn einer seine Sache erst auf nichts stellen muß, um zum Ziel zu gelangen, dann weiß er, daß er wohlausgerüstet zum Lauf sich anstellen muß; und brennt ihm nicht, was er ausdrücken will, im Hirn und im Herzen, so steht ihm der bare Lauf wohl nicht dafür.

Es wäre interessant, dieses Thema weiter zu verfolgen und zu sehen, wohin es uns führt; ich muß mich aber auf die Hauptstraße zurückbegeben und zu jenem hervorragenden Kinodrama, das seine Qualität in erster Linie der Genialität seines Regisseurs (hier Direktors) verdankt, und in zweiter Linie dem Lande der – scheint's – noch immer unbegrenzten Möglichkeiten. Vielmehr und also der Vermählung europäischen Tiefschürfens, europäischer Ziselierkunst, europäischen Geschmacks mit dem amerikanischen liebevollen Studium des Details und jenem immer bereiten Herausgreifen und Herausmalen des Universal-Menschlichen, das in seiner Freiheit von jeder Art territorialer Manieriertheit den Welterfolg der amerikanischen Bilder erklärt und nicht nur den Erfolg, sondern auch ihren Eigenwert; denn hie und da ist das alte Diktum noch immer wahr, daß Volkesstimme – Gottesstimme ist. Nicht zuletzt, selbstverständlich, auch die hiesigen technischen und materiellen Fazilitäten.

All dies ist nun gesagt mit Bezug auf die von Viktor Saestroem in Kalifornien regisierte Behandlung des Romanes von Leonid Andrejew: „Er, der geschlagen wird (He, who gets slapped). Viktor Saestroem verleugnet nicht seine Herkunft aus dem grüblerischen Land der Mitternachtssonne. Man hatte ihn auf Grund seines europäischen Rufes nach Amerika geholt. Seine ersten zwei Bilder hier waren zu düster, als daß sie irgend welchen Erfolg gezeitigt hätten. Nun aber scheint ihm – bei aller Treue für die Tiefe seines heimatlichen Temperaments – die Californiasonne ins Herz gelacht zu haben. Immerhin staunt man zuerst, daß die Amerikaner sich etwas so Trauriges gefallen lassen; aber freilich, das Rezept ist doch statutengemäß durchgeführt, die Jugend siegt und bekommt einander. Außerdem ist der Hintergrund von herzerreibender Tragik durchsetzt mit Szenen voll äußerster Spannung, Spannung, die nur in dem einen Teil der Szene mit dem Löwen sich die Mittel von auswärts holt, sonst immer rank aus sich selbst wächst, von der Meisterhand mit kleinen Behelfen geschaffen – der Bewegung einer Hand, einem Blick, einem Griff. Da ist ferner auch eine entzückende Liebesszene zwischen den beiden jungen Leuten, Consuela, der Tochter des verkrachten Grafen-Gauners und ihres Partners im Zirkus, Benzano. Die Arts amandi des amerikanischen Kinos ist allerdings eine seiner – für den europäischen Zuschauer – schwächsten Seiten.

Die Wirkung einer Liebesszene auf der Leinwand scheint man hier nach der Länge des Kusses zu bemessen, weshalb denn dies auch ein wichtiger Punkt bei der Zensur ist. Gewisse Zensoren erlauben die Länge eines Kusses nur bis zu einem Maximum von Sekunden. Die Art aber, wie das Einanderfinden Consuelas und

Benanos im lichtdurchfluteten Frühlingswalde vor sich geht, verleiht so oft Gesehenem eine aparte Lieblichkeit.

Die Hauptrolle des Paul Beaumont hat Leon Chaney, der damit eine für die Filmdarstellung mustergültige und richtunggebende Leistung geschaffen hat. Da ist einer, der zeigt, daß jede Nuance so scharf und eindringlich, wie es die lautlose Kunst fordert, so in die Augen springend herausgearbeitet sein kann, und doch dabei in edelster Balance das ästhetische Gefühl nicht verletzt, sondern befriedigt. Leon Chaney demonstriert in dieser Rolle, was der Filmschauspieler par excellence leisten kann. Die große Ausdrucksfähigkeit seines Gesichtes von etwas slawischem Typhus läuft in einem Moment die ganze Skalenleiter von unsagbar schmerzlichem Verstehen über tiefste Traurigkeit zum selbstzerfleischenden Hohnlachen.

Die Geschichte selbst ist kurz die folgende: Paul Beaumont arbeitet an einer Erfindung im Hause des Barons Regnard. Als er damit fertig ist, wird sie ihm vom Baron Regnard gestohlen, der vor einer Versammlung von Akademikern den vor Schmerz und Wut halb wahnsinnigen Beaumont nonchalant ohrfeigt. Schallendes Gelächter beantwortet diese edle Tat aus dem Kreise der Amerikaner. Diese Szene klingt etwas unwahrscheinlich, aber man soll mit zu viel Logik dem Kino noch nicht an den Leib rücken. Man zweifelt allerdings darüber, daß diese weisen Akademiker gar nicht zweifeln. Beaumont ist nicht ein Mann, der zurückhaut. Warum, zeigt uns Leon Chaney mit der Sprache seines Gesichtes. Kurz darauf wird er zum zweitenmal geschlagen, da ihm seine angebetete Frau erklärt, daß sie nicht ihn, sondern Regnard liebt. Die grausamen Schläge – das herzlose, vielleicht mehr dumme als herzlose Lachen der Menschen – Beaumont wird ihrer nicht mehr los. Er will es immer fühlen, immer hören und wird Clown in einem Zirkus, wo er Jahr um Jahr als „Er, der gehaut wird“ eine außerordentlich erfolgreiche Nummer hat und Stürme von Lachen entfesselt dadurch, daß er sich schlagen läßt.

Hier treffen wir nun die liebevolle und ahnungslose Consuela, die ihr Vater, der Gauner-Graf, an der Baron Regnard verkauft. „Er“ ist glücklich, seit Consuela im Zirkus ist, die ihm alle Abende das Leinwandherz annäht, das ihm am Ende seines Aktes aus der Brust gerissen wird. Noch einmal läßt sich sein thörichtes, liebevolles Herz verleiten, einen Menschen teuer zu halten, und noch einmal muß er beiseite stehen. Als er aber ahnt, was zwischen Regnard, der ihn nicht erkennt, und dem Grafen Consuelas wegen vorgeht, da bäumt sich tödliche Wut in ihm auf. Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Vor die Türe des Zimmers in der Zirkusgarderobe, in dem der Graf und Regnard die Verlobung mit Champagner feiern, schiebt er den Löwenkäfig. Er wird zwar im Disput vom Grafen mit dessen Stoch-Rapier ins Herz gestochen, aber seine Hände daraufpressend, sieht er zu, wie sein Todfeind vom Löwen zerfleischt wird. Und dann geht er hinaus, noch einmal hinaus in den Zirkus und spielt seinen Akt, fällt hin, steht auf und fällt wieder hin; und wie immer rollt und plätschert das Gelächter um ihn. Aber dann plötzlich läßt er die Hand von der Wunde fallen, fällt und steht nicht mehr auf. Als er hinausgetragen wird, wie immer und doch nicht wie immer, da stockt den Leuten das Lachen eine Weile. Aber nur eine Weile, denn da kommt schon die nächste Nummer, die beiden Jungen, die beiden Strahlenden: Benzano und Consuela auf ihrem Schimmel. Und Consuela sagt: Da haben wir geglaubt, er macht nur Spaß –

Die Tragödie des Clowns, der die Leute amüsiert mit blutendem Herzen, ist ja eine alte Geschichte. Aber Viktor Saestroem und Leon Chaney schaffen sie neu. Freilich ist diese Geschichte von dem feinen, gescheiterten Menschen und dem harten, stupiden Lachen der Gedankenlosigkeit sehr, sehr traurig und ich habe die Amerikaner, denen sie trotzdem so gefällt, im Verdacht, daß sie über der lieblichen, auf ihrem weißen Schimmel in Benanos Ohr flüsternden, von den Leuten ringsum applaudierten Consuela mit dem wippenden Tanzkleidchen auf alle Traurigkeit vergessen und mit diesen beiden nur in die Sonnenseite des Lebens blicken. Dieses letzte Bild des Direktors ist wie eine begleitende Geste: Steht, so ist das Leben: Tod und Liebe, Weinen und Lachen.

# Theater, Musik, Literatur

## *Amerika für ein Genie!*

Amerika hat Rockefeller, den reichsten Mann der Welt, der an seinem Geburtstag alljährlich die glückwünschenden Kinder seines Heimatsortes je mit einem funkelneuen 10-Cent-Stück bedankt. Amerikas Meinung ist das Zünglein an der Waage der Affären zweier Erdteile. Vor den Toren seines marmorerbauten Bankviertels stehen in einer reinlichen Reihe, geduldig und ehrerbietig, lohnbettelnd, die Industrien Europas.

Amerika darf den stellenlosen Großfürsten des autokratischsten Reiches einer versunkenen Zeit die ertauchten Hände küssen, wenn jene, mehr oder weniger zweckbewußt, seine Ufer aufsuchen. Amerikas Caritas hat Millionen Verhungerrnder vor dem verzweifelnden Tode bewahrt. Amerika hat starke Männer und schöne Frauen; es hat Harold Lloyd und Jackie Coogan; es hat Wolkenkratzerstädte und es hat Palmenstädte, fruchtschwere Ebenen und Orangenhaine; ragende Majestät schneeiger Gebirge und schwarze, stampfende, wimmelnde Hochöfen, glühende Kohlen- und Eisennester. Dies und viel mehr: Alles ist sein. Eine unendliche Menge, eine unendliche Mannigfaltigkeit. Es hat so viel zu tun mit Besitzen, daß es noch gar nicht richtig erkannt hat, wieviel es eigentlich besitzt.

Aber Amerika ist nicht zufrieden.

Europa? Well – ein kleines, kondolierendes Lächeln, von einem großen Stolz überglutet – Europa ist arm und dekadent. Aber tief drinnen da wissen sie's: Europa hat etwas, das sie nicht haben, noch nicht. Noch nicht in solchem Stahle. Europa hat die großen Künstler, es hat die schönheitsschaffenden, die Seelen ihrer Völker, ihrer Zeit, ihres Bodens, in den Pokalen ihrer Kunst kredenzenden Genies. Die meisten hat es zur Zeit ihres Erdenwandels gottsjämmerlich schlecht behandelt, aber der Morgenröteglanz ihrer Geister überstrahlt Zeit und Mißverständnis, des armen Europa kostbarster Besitz. Amerika weiß, daß es hier weit zurück ist. Das schmerzt es, denn es hat verlernt, zurückzustehen. Es will ein Genie. Sein Genie, sein ureigenstes, herrliches, großes *amerikanisches* Genie. Aus seinem Boden erwachsen, an seiner Sonne zur Reife gebräunt, all seine Namenlosigkeiten, seine Stummheiten, all die Macht, all die Errungenschaften, all die Sehnsüchte dieser ungeheuren Mannigfaltigkeit klingend und tönend, zu bezaubernder Stimme geworden in einem Ingenium. Ein Künstler, also aus dem Lande herausgeboren, einer, dem Gott die Gabe gegeben, die Essenz all dieses Unausgesprochenen, dieses so mächtig Wirkenden in den Kristallen seiner Kunst zu fangen, um die Schönheitsbereden, Schimmernden als einzigsten und unersetzlichsten Schmuck Amerika um die jungen, starken Schultern zu legen. Amerika ist es müde, die Welt mit geschickten Bankiers, mit erfolgreichen Kapitänen der Industrie zu versorgen und gratis und stolz die Rezepte zu verteilen, mit denen es seinem kleinen Mann ermöglicht, sich bei Mahlzeiten aus Zinnkannenkonserven und Radio, bei Zweihundert-Dollar-Automobilen und Holzhäusern dem prächtigsten Multimillionär ebengeboren zu fühlen. Und es ist es müde, Künstler und Kunstwerke *en gros* und *en detail* zu importieren.

Also plant Amerika Abänderung. Es plant immer groß und es liebt die Superlative. Daher muß es ein großer Künstler sein, der größte, zumindest der größte dieser Zeit. Und es greift nach den Sternen, wie jeder, der über die Apfelbäume der Landstraße hinausgelangen wird – wenn auch nicht bis zu den Sternen. Dichter,

Maler, Schriftsteller, Skulptor, Baukünstler? Schön, ja, sie alle sind willkommen, tausendmal willkommen. Schon hat es einen ragenden Dichter, Walt Whitman. Aber des reichen, lachenden, starken Amerikas gehegtester Herzenswunsch liegt nicht bei ihnen, er greift dorthin, wo der höchste Kranz hängt.

Die komplizierteste der Künste und jene, die nicht nur in der ausführenden Intelligenz, aber auch in der konzipierenden Kraft, im Umfang, Spiel und Kämpfen der Dämonen des Mikrokosmos die höchsten Anforderungen an das künstlerische Ingenium stellt, das ist die Musik. Und von den verschiedenen Formen der Musik ist wieder die hochentwickelteste, die Blüte jahrtausendlangen Musizierens, das verhältnismäßig junge Wunderkind: die Oper: Um es also endlich zu sagen: Amerika wünscht, daß ihm sein Richard Wagner erstehe.

Allwinterlich, in der nun unlegbar brillanten Musiksaison Amerikas, wenn die Orchester fiedeln und dudeln, wenn berühmte Gastdirigenten es eilig haben, einander abzuwechseln – eben sind Furtwängler und Waghalter angekommen, viel früher schon Koussevitzky – wenn Komponisten von „Über dem Meer“ mit rauschenden Ehren empfangen werden – zu dieser Stunde dirigiert Stravinsky in Carnegie Hall seinen berühmten „Oiseau de Feu“ – wenn allabendlich italienische, deutsche, französische, hie und da freilich auch englische Weisen auf der riesigen Bühne der Metropolitan-Opera aus ersten Sängerkehlen ertönen, die aus der ganzen Welt für hierher zusammengeholt wurden, dann irrlichtert durch Presse und Musikzeitschriften, dann schleichen sich in Dinnerreden und Sitzungsansprachen in Frauenklubs unterdrückte Schreie nach dem amerikanischen Komponisten, nach der amerikanischen Oper.

Wo ist er? Wo ist sie? In welchem Winkel hält man sie verstaubt und versteckt? Welchen Knebel hat man ihm in Mund gedrückt, damit er schweige? Fäuste ballen sich heimlich gegen Gatti-Casazza, den Cavaliere an der Spitze der Oper, der nach Jahren in Amerika noch gebrochen englisch spricht und sich lieber französisch unterhält, wenn es nicht italienisch sein kann. Warum führt er keine amerikanische Oper auf? Warum läßt er nicht in englischer Sprache singen, wenn schon eine fremde Oper gesungen werden muß? Ist Amerika nicht groß? Ist Amerika nicht reich? Hat es notwendig, so sklavisch abhängig zu sein von fremden Produkten? Sich so demütig beiseite drängen zu lassen? Sich so einfach auslöschen zu lassen? Warum geigen die Orchester ewig Programme von Beethoven, Händel, Brahms, Debussy, Tschaikowsky, Puccini – lauter Fremde, lauter „Foreigners“. Bei Gott, wir haben nichts gegen diese, wir sind glücklich, sie zu haben; aber hat Amerika nicht Mac Dowell, De Koven, Blair Fairchild, Cadman, Viktor Herbert..?“ Warum? Nun, sagt man den Aufgeregten: Hand aufs Herz: Alle Achtung vor Mac Dowells liebenswürdigem Talent und der anderen Fähigkeiten, aber wollt ihr sie wirklich nennen in einem Atem mit jenen Großen? Gewiß nicht, ihr wißt es besser. Ihr sagt das auch nur so, wie trotzig Kinder. Ihr seid überzeugt, der American composer steckt irgendwo und hält ängstlich sein Licht unter den Scheffel. Also sucht ihr.

Und der amerikanische Millionär hilft euch suchen. Millionen von Dollars werden jährlich in diesem Lande für Musik, nämlich für die Präsentation guter Musik, ausgegeben. Man muß sagen, daß in dieser Hinsicht, das Publikum zum verfeinerten Genuß guter Musik zu erziehen, ungeheuer viel in den letzten Jahren hier getan und erreicht wurde. Mit Hilfe – natürlich – der „Foreigners“. Und American Dollars. Eine edle Kooperation. Warum, die ihr sonst die Dollar nicht unterschätzt, tut ihr so diesmal? Der Dollar bringt jene Pracht, jene Kraft in das amerikanische Leben, welche einmal, wenn die Zeit gekommen, eines der typischsten und glänzendsten Charakteristika des amerikanischen Genies sein wird. Daß Newyork ausgezeichnete Orchester hat, ist bekannt. Alten und erstklassigen Rufes erfreuen sich die Orchester von Boston und Philadelphia. Anderer Städte, wie Cleveland, St. Louis, Cincinnati, leisten Hervorragendes in dieser Hinsicht. Alle diese Orchester sind subventioniert.

Subventioniert ist selbstverständlich in ganz bedeutendem Maße die Metropolitan Opera in Newyork; an der Spitze des erhaltenden Komitees steht Otto H. Kahn. Dieses Institut war lange die einzige Oper in Amerika gewesen. Aber nach und nach beginnen jetzt die Städte sich Operngesellschaften auszubauen. Die Chicago Oper ist von der Stadt subventioniert. Die Opern-Kompagnien in San Francisco, Boston, Philadelphia, Cleveland werden durch Kontributionen eines Komitees von Bürgern erhalten, ähnlich wie in Newyork. Die [Juilliard] Musical Foundation hat ein Vermögen von 23,000.000 Dollars zur Verfügung, das der verstorbene Fred. [Juilliard] zu dem Zwecke hinterlassen hat, die Sache der Musik zu fördern (to advance the cause of music). Preise und Stipendien werden gegeben. Solche gibt es eine Menge aus kleinen Stiftungen. Ein anderer Name, der mit der Entwicklung des musikalischen Lebens in Amerika unlöslich verbunden ist, ist der George Eastmans, des Kodakkönigs. Eastman erhält in der Stadt seines Wirkens, Rochester, eine große und wunderbar organisierte Musikhochschule. Er hat dort selbstverständlich auch ein Orchester. Daß er sich ein Quintett hält, daß hie und da privat zum Frühstück für ihn spielt, möchte man für die Feinheiten gustierende Laune einer Mediceerseele halten. Aber Eastman ist kein Medici, er ist Amerikaner. Junge amerikanische Komponisten werden von ihm eingeladen, ihre Werke einzureichen und im März soll eine Reihe von Konzerten stattfinden, ausschließlich der Aufführung dieser Werke gewidmet, nachdem sie von einer Jury gesiebt worden. Aus dem ganzen Land werden Kritiker geladen sein.

Man sieht: Der junge amerikanische Komponist hat Gelegenheit. Es ist alles bereit für ihn. Man wartet auf ihn. Aber weil man Amerika ist, macht man mehr: Man tut. Und da begeht man den großen Fehler. Energie, Fleiß und trainierte Intelligenz vermögen Wunderbrücken zu schlagen über Riesenströme, vermögen Märchenhäuser und Fabriken hinzuzaubern, in denen die modernste Zivilisation alle ihre in kühler Berechnung erdachten Magierkünste spielen läßt. Alles ist vorher genauest abgewogen und ausgewogen, die Zeit für die Vollendung haarscharf im vorhinein berechnet. Auf den Tag, die Stunde ist das Werk auch fertig. Taugt ein Ingenieur nichts, wird eben ein anderer engagiert, der mehr taugt. So ist der Amerikaner gewohnt zu arbeiten, zu schaffen. Weil er nun glaubt, es sei Zeit dafür, gedenkt er sich so auch seine Künstler zu schaffen und verfährt dabei wie Xerxes, der Perserkönig, der die Wogen des Meeres peitschen ließ, weil sie seiner Allmacht nicht gehorchten.

Ein Künstler kann nicht nach Maß gemacht werden, kann nicht herangezogen werden in der besten der Universitäten; ein Menschenalter baut die Kräfte nicht auf, die das künstlerische Genie schaffen. Viele Generationen arbeiten daran, in der Hexenküche des Unterbewußtseins, wo jene geheimnisvollen Vorgänge geschehen, die Menschenseelen und Menschenkräfte prägen durch Arbeit, Umgebung, Vererbung, kurz, durch Leben.

„Das Genie ist das Gedächtnis von Jahrhunderten“, sagt die geistreiche Amerikanerin Mary Austen. Hie und da rauscht es dann auf in einem Individuum, erinnert es sich tiefer und weiter greifender: Es wird ein Genius. Von den tieferen Wellen wird er auf der anderen Seite auch emporgetragen, hoch über die Köpfe seiner Mitmenschen, so daß er so viel weiter sehen kann – ein Genie hat immer etwas Prophetisches an sich. Die toten Punkte, die für einen normalen Menschen Vergangenheit und Zukunft der Generationen sind, scheinen für den genialen in verringertem Maße zu existieren. Er schlägt Brücken hinüber und herüber und er ladet uns ein, darauf zu wandeln – wenn wir können.

So hat Amerika recht in der Leidenschaft, mit der es auf die Erfüllung seines Wunsches drängt, um das Werk, das sein Land ist, damit zu krönen; denn der Künstler ist das subtilste Produkt einer Nation und vielleicht auch sein sublimstes. So tut es gut daran, seinen großen Künstler zu erwarten, er wird ihm kommen, der Gesuchte, der Ersehnte. Die Hallen sind geschmückt, die Herzen stehen ihm offen. Der

Schild ist bereit, der ihn zum Thron tragen soll. „Hosianna“ wird ihm entgegönen aus Millionen stolzeschweller Kehlen, wie es aus Tausenden dem 28 jährigen Kalifornier Lawrence Tibbet[t] entgegengeklungen, in dem Amerika neulich bei einer Aufführung des „Falstaff“ in der Metropolitan Oper seinen eigenen, schönen amerikanischen Bariton entdeckt und bejubelt hat. Unter Palmen soll er wandeln und seine Füße sollen auf Rosenblätter treten. Die gegen die kahlen Wände kalter Dachstuben geschriebenen Qualen nicht anerkannten Könnens werden nie gehörte Märchen sein für ihn. Er wird, ein König, empfangen werden wie ein König.

## ***Die Newyorker lieben ihre Lieblinge.***

Er läßt natürlich, wie immer, auf sich warten. Aber keine flirrende Nervosität unterbricht die Stille der Erwartung, in die ein Name Carnegie Hall gebannt. Als er dann endlich erscheint, jugendlich-gerade, mit dem rhythmischen Schritt des Eroberers, das zurückfliehende Kinn hochgestreckt, das Haar noch immer im blonden Glanz, wenn auch silbrig überhaucht, überschüttet ihn Applaus. Er verbeugt sich ein paarmal leicht und setzt sich. Damrosch hebt den Taktstock und Paderewski beginnt Paderewskis Concerto in A- Moll.

Ausgelöscht ist der Glanz in Logen und Parkett, in die Knie gezwungen die Begeisterung der Galerie, dienende Fiedler das Orchester . . . ein König herrscht.

Sein Anschlag ist ganz sein eigener. Es ist, wie wenn er jeden Ton mit einer Liebkosung hinaussenden würde in die gütelose Weite des Raumes. Unendlich schmale, lange Hände, bebende, zielsichere Finger. In der Passion des Allegros werden diese Finger unbarmherzige Hämmer, unter deren Wucht die Töne atemlos zur höchsten Kraft schwellen, wie Posaunen der Erzengel. Durch das Parlando schwebt die Melodie wie auf Flügeln; was kümmert's uns, wenn ein Ton hier ungehört versinkt und ein anderer, nie gehörter, dort triumphierend sich einfügt?! Sein Concerto ist voll königlicher Gesten, Reminiszenzen polnischer Lieder, durch die stolz Fahnen wehen, das Ende rauschender Triumph.

Paderewski erhebt sich, verneigt sich, der Beifall braust über ihn hin. Es ist das Ende des Konzertes und man eilt nach vorne – niemand geht; das pietätlose Davonrennen am Ende, gleichgültig was für einer Vorstellung, kennt man in Newyork nicht. Er weiß natürlich, daß er draufgeben muß, doch genießt er erst den Erfolg. Sieben-, achtmal kommt er heraus, verneigt sich, einfach, ohne Geste, ohne Affektionen, nur ganz leicht lächelnd. Dann, wie vom plötzlichen Entschluß getrieben, setzt er sich energisch nieder zum „Encore“.

Ja, die Newyorker lieben ihre Lieblinge! „Tosca“ am Neujahrstag, Galavorstellung zu Ehren des Baritons Antonio Scotti. „The golden horseshoe“ (das goldene Hufeisen), der weit ausgreifende Bogen der Logen im Haus, die von den ältesten und hervorragendsten Familien Newyorks, den oberen Vierhundert, belegt sind, erstrahlt in vollem Glanz. Keine einzige Lücke klafft in den Reihen dieser Exklusivsten und Verwöhntesten. Am Galaabend vergißt man, daß das Innere dieser heute ersten Oper der Welt fast schäbig ist, wenn auch überwältigend groß. Auf den verblaßten roten Teppichen im kahlen, hohen Stiegengehäuse und im Foyer – o wunderschönes Foyer der Wiener Oper – schleifen kostbare Schleppe. Zwischen den hellen und funkelnden Abendmänteln und Toiletten der Dame die blendende Steifheit der Hemdbrüste, gefaßt in tiefstes Schwarz; den Spazierstock in der Hand; Zylinder. Viele Zylinder. Kunst, Literatur, Aristokratie, der Stellung, nicht dem Namen nach; wenig neue Finanz. Irgendwo in den Wolken verliert sich das Myrmidonenhier der Galerie. Plötzlich Dunkelheit, Stille.

Die Jeritza hat viel gelernt, seit sie nur Wiener Star gewesen ist; nicht nur gesanglich. Sie versteht ihr Publikum. Ihre Toiletten stechen die aller anderen aus, vielleicht wegen der stupenden Art, in der sie sie zu tragen versteht. Wienerisch neckisches Herzigsein hat offenbar in Amerika gut gewirkt. Das Spiel auf ihren bloßen weißen Schultern mit den zwei zahmen weißen Tauben, die man dem Jubilar im Zwischenakt in einem Korb gereicht, macht Eindruck, „Isn't she lovely“, seufzt es hinter mir. Kein Mann, bewahre; eine Dame, viele Damen. In Amerika überläßt man Begeisterung, auch die für das eigene Geschlecht, den Damen. Dann endlich kommt Scotti allein vor den Vorhang, vor diesen berühmten gelben Vorhang, der zum Ruhm und zum Reichtum so vieler sich stolz auseinandergeschoben hat. Scotti in Scarpias Verkleidung. Und da schauert's auf ihn nieder, von hoch oben, vom Parterre, von überallher, Rosen, Veilchen, *Sweetpeas*,



Kamelien. Luxuriöse Bukette und kleine Sträußchen; einzelne Blüten, liebegesandt. Und Scarpia, mit Scottis gerührtem und gütigem Gesicht, verbeugt sich und bückt sich, bückt sich und verbeugt sich, und bemüht sich, die Blumengrüße zusammenzuklauben, auf dieser ungeheuren Bühne. Bis er es lächelnd aufgibt und in kühnen Schwüngen die duftende Last in das Parterre zurückwirft. Jubel antwortet ihm.

Antonio Scotti ist 25 Jahre ununterbrochen im künstlerischen Dienste der Metropolitan Opera und dies ist eine Tatsache, die, nach dem Ausspruche Otto Kahns, des Vorsitzenden des Board of Directors der Oper und Sprechers des Abends, einzig dasteht in der Geschichte der Oper in beiden Hemisphären – deshalb die ungewöhnliche Ehrung. Sie findet nach der Vorstellung statt, als Scotti, nachdem er seine häufigst gespielte Rolle zu Ende gespielt, in jener erscheint, in der das Publikum ihn am seltensten zu sehen bekommt: als er selbst. Inmitten der Szenerie des letzten Aktes, auf dem Dache der Engelsburg, versammeln sich die Künstler rund um den Jubilar, dem kostbare Geschenke präsentiert werden. Das Publikum bleibt wie ein Mann sitzen, niemand hat nach der Vorstellung seinen Sitz verlassen. Es folgen die Redner. Geübte Sprecher. Aber auch ein ungeübter ist darunter, den Mr. Kahn vorstellt als den Vertreter der Vielen, den Vertreter der „Metropolitan-Gallery“. 27 Jahre lang hat dieser Eismann von New-Jersey einen Abonnementsitz auf der Galerie und seit 10 Jahren hat er keine einzige Scotti-Vorstellung versäumt. Er sprach nur ein paar Worte, ein distinguiert aussehender Mann im Full-dress; die jedenfalls gut vorbereitete Rede zerstäubte in zitterndes Nichts vor dem Anblick der fünftausend zu einem Ungeheuer verschmolzenen Gesichter. Aber gütig-verstehender Applaus schlägt über ihm zusammen, als er mit beredter Geste Scotti die Hand reicht. Als Maestro Moranzoni im Orchester den Taktstock hebt zum „Marcia Reale“, - Scotti ist geborener Italiener – steht der Künstler, von Rührung überwältigt, die Fahne Newyorks haltend, die ihm der Bürgermeister eben überreicht. Das Haus erhebt sich zu den rauschenden Tönen des Marsches. Finale.

## ***Beethoven auf Washington Heights.***

Washington-Höhe in Newyork und jenes liebliche und eigenwillig gewellte Land zwischen Kahlenberg und dem Sommerhaidenweg in Pötzleinsdorf bei Wien – beide sind Hügelland innerhalb der Grenzen einer Großstadt; aber wie verschieden ihr Antlitz! Das Grinzinger und Sieveringer Gelände, dessen Stimmung, vor fast ein Jahrhundert mit des Genies Nerven erfüllt, in der bukolischen Heiterkeit von Beethovens Sechster Symphonie unsterblich geworden ist, und dessen modernes, dessen Großstadtalter, in Rudolf Hans Bartsch einen treuseligen Barden gefunden – es war wohl meinem Bewußtsein sehr weit, als ich in dem vollen Trambahn-Car die Amsterdam Avenue hinauffuhr, Washington Heights zu. Ein Höhenzug im Norden Newyorks, von geraden Straßen überzogen, gegürtet und bestanden von vielen Mittelstands-Appartementhäusern, Wolkenkratzern oder anderen Gebäuden jener Kategorie, die am meisten der Individualität und daher der Schönheit entbehrt; wie sie heir aus der Erde gestampft werden für die jungverheirateten Paare, denen solch ein Aufzugappartement mit dem schwarzen Diener, der unten am Umschaltebrett die Telephone einstellt, der einem die Post übergibt und Aufträge – manchmal – bestellt, das *non plus ultra* an Luxus ist. Wenn sie in zehn Jahren noch dort wohnen, wissen sie schon lange, daß es langweilig und sehr alltäglich ist, und wenn sie nicht mehr dort sind, wohnen sie wohl schon in einem der Apparatementpaläste auf Riverside Drive oder Central Park West, wo sie um viel mehr Geld den wirklichen Luxus erhalten. An manchen Stellen ist hier ein Hügel, seitwärts aufgerissen und teilweise abgetragen, stehengeblieben, die Lenden nun brutal kahl, zerrissen, wie eine Wunde der Erde, neben diesen schnell hingestellten riesigen und einer dem andern zum Verzweifeln ähnlichen Steinwürfeln.

Auf der Umsteigestelle an der 125. Straße wurde mein Wagen umlagert von Damen in leichten, aber nicht teuren Abendcapen, von Herren denen ihre Begleiterrolle die Belebtheit des Interessierten über das Gesicht gegossen oder es in der Gelangweiltheit des Zwanges höflich, aber deutlich gefrieren gemacht; von jungem Volk und dem Häuflein Musikbeflissener, deren ekstatische Blicke untrennbar scheinen von Haar und Teint, wie es bleich billige Stuben luft verrät. Von der 125. Straße zur 139., dem Ziel der Karawane, geht es steil empor, es ist nur vielleicht zehn Minuten Pflasterweg. Aber kein Volk ist so gehfaul wie die Amerikaner, und man will doch zur Zeit oben sein. Schon ist es ein Viertel auf neun! Um halb neun aber beginnt das Konzert.

Ja, das Konzert; denn hier oben, weit weg von Newyorks künstlerischen Bezirken, geht heute abend ein großer Schatten über die Höhen, derselbe, der einst am Sieveringer Bach die Wege abgelaufen, die Hände am Rücken verschränkt oder mit dem Stock Disteln köpfend, die Augen am Boden, die Seele aus Höllen zu Himmeln sich emporringend, wie sie so hoch und ätherklar selten von einem erstiegen worden, die Häßlichkeit des mächtigen und immer verschmähten Gesichts umflackert von der Wirrnis der Locken... Im Levisohn-Stadium, das von dem Millionär gleichen Namens erbaut wurde, ist heute abend Beethovens Neunte Symphonie angekündigt.

Die Stadiumkonzerte finden täglich unter freiem Himmel und zu äußerst niedrigen Preisen statt, 25 und 50 Cents, das Defizit wird von einem Komitee von Millionären getragen, das für den heurigen Sommer eines der besten Orchester Amerikas, das Philharmonische Orchester unter der Leitung Willem van Hogstraatens, engagiert hat. Das Stadium faßt etwa 10.000 Menschen und alle diese 10.000 sind heute gekommen. Da nützt nichts, es heißt „Polonaise“ stehen vor den Kassen; aber es geht amerikanisch schnell, und schon hat man sein Ticket und geht ein paar Stufen hinauf und tritt hinaus auf eine mächtige Kolonnade, die sich in Halbkreisform mit vielen, vielen Stufenreihen zur Arena herabsenkt. Dort sind im abgezirkelten Raum noch viele Sessel gestellt, die bis knapp vor die Rampe des Pavillons laufen, der im Stil der Kolonnade aus weißen dorischen Säulen erbaut ist; eine Wand im Rücken wirft denSchall nach vorn.

Das Stadium macht nicht den Anspruch, der zu Stein gewordene Traum eines Künstlers zu sein; da sind keine schmückenden Details, nur die fest herausgearbeitete Linie, die hier die Höhe beherrscht und mit Wucht sich gegen den Himmel hebt.  $\frac{3}{4}$  9 ist es schon und noch immer strömen die Menschen herbei, wie dunkle Tropfen fallen sie über die weißen Steinstufen, die als Sitze fungieren. Sehr bequem sind diese „Sitze“ gewiß nicht, da sind die Sessel im abgesperrten Raum schon gefälliger. Newyork hat seine toteste Zeit und diese Sessel sind sonst meist wenig besetzt; aber heute entwickelt sich da sogar etwas wie ein gesellschaftliches Bild, ein paar Gesichter, die man von Podium, Bühne und Premieren kennt: unter ein paar großen Pariser Hüten dieses gewisse Lächeln, wie es von allen Frauen nur die Künstlerin hat, ein Lächeln, das Strahlen verschenkt und zu gleicher Zeit heischt; Begrüßungen, Händeschütteln; „Oh, Sie da, wie gut es sich trifft, ich glaubte Sie in Spanien...“ „Ja, bin gestern mit „Leviathan“ gekommen, ein paar Tage im Ritz..., zu heiß Newyork..., morgen fahr’ ich an die Seen, nach Kanada fischen...“ „...in Oakhurst? Oh, ja, Sie wissen doch, Mrs. Vandervendens Gut, ja, wir sind hereingemotort. Mein Mann liebt die „Neunte“ so sehr, wissen Sie, na ja, es ist ja auch wundervoll, marvelous...“ Indes ist das Weiß der Stufen dem Schwarz der Menschen gewichen, die die Arena bis zu den höchsten Rängen füllen. Der Himmel über uns ist noch blau, Newyork hat Sommerzeit – im Rotfeuer der scheidenden Sonne liegt das Häusermeer wie eine goldene Stadt, weit draußen und tief unten, jenseits der Arena und jenseits der Tennisplätze dahinter und der ernsten, halbgothischen Steingebäude des City College. Das Feld ist so groß, daß das Tuten der Autos von der Straße dort nur schwach in die ersten Takte der Leonoren- Overture herüberklingt. Hoch oben hinter uns, vom Dach der Kolonnade, bläst man die Reveille, ertönt der Kanonenschuß. Als van Hogstraaten den Stab zur „Neunten“ erhebt, ist es mit der Plötzlichkeit des Überganges hier schon dunkel, am Osthimmel vor uns wetterleuchtet es, während das Cello den Reigen beginnt und es sich bald vielstimmig aus den ersten, aber energischen Fragen heraus zur herrlichen Bejahung entwirrt. An den Seiten und hoch oben im Zuhörerraum dürfte wohl die Klarheit verloren gehen, aber nicht allzuweit vom Podium entfernt steht die Akustik der des Konzertsaaes wenig nach.

Wer die „Neunte“ unter Schalks Meisterstab gehört, der hat erlebt, wie er seine Leute dahin bringt, uns die himmlische Seligkeit des Adagio zu geben, während seine ganze lange, dürre Gestalt nicht mehr zu existieren scheint, nur die überirdische Wonne des Gesichtes, in dem man die ungeheure Nase gar nicht mehr bemerkt. Welche Kraft floß aus dieser schmächtigen Figur in Orchester und Chor bei den Dithyramben des letzten Satzes – nach einem stufenweisen Sichhinaufschwingen auf die Höhe des Glücks, dann die fast unhaltbare Mächtigkeit des Gefühls gebändigt zu seliger Klarheit. Überirdisch diese Wonne, aber auch mit süßer Erdlichkeit durchtränkt, wie der Kampf des Menschentums mit dem Genie sie prägt; mit der Beethovens Musik voll bis zum Rand ist, deshalb uns so nah trotz ihrer Übermenschentiefe, nicht wie Bach, der ewig unentwegt und ungestört in Gottes klarster Nähe wandelt. Oder Weingartners bekanntes Aus-dem-Handgelenk-Dirigieren; nicht aus dem Handgelenk nur; mit dem kleinen Finger, den er immer ein wenig wegspreizt, um sich seiner im rechten Moment zu bedienen; mit den Augen, die bald beruhigen, bald befeuern. Sie haben wohl so tief geschöpft in diesem edlen Werk und heraufgeholt, was immer einer nachschaffend daraus holen kann. Auch Mengelberg, in Carnegie Hall in Newyork, dirigierte eine vollendete „Neunte“, wenn auch, gemäß der stürmisch- leidenschaftlichen Färbung seines Temperaments, anders getönt. Sein Orchester war ausgezeichnet, der Chor – die Oratorio Society – in Schillers herrlichem „Lied an die Freude“, gut und fleißig; sie sangen auch heute im Stadium, aber diesmal waren sie manchmal ausgesprochen schlecht. Lasset uns gütig sein und es in der Hauptsache mit dem gewiß ein wenig verwirrenden Singen im Freien erklären. Es fehlte das edle Metall der Stimmen, beim Einsetzen schlugen die sicheren voraus, womit sie sich eigentlich wieder als so gar nicht sicher verrieten. Und Willem van Hogstraaten? Ich bin kein Musikkritiker; nicht jeder ausgezeichnete Dirigent ist fähig, jeden Heroen der Tonkunst uns gleich nahe zu bringen, und Hogstraaten liegt Beethoven nicht.

Er erlebt ihn nicht, er dirigiert ihn nur. Aber schließlich, was wollen denn wir Europäer immer? Man hatte die „Neunte“ von einem ausgezeichneten Orchester tüchtig gespielt bekommen – der Applaus war groß, der Dirigent durfte sich verneigen, die weißgekleideten Damen des Chors fächelten sich mit dem befriedigten Damen Lächeln von Diven, und – Hauptsache – der Abend war, so oder so vorüber. Was kümmert sich van Hogstraaten darum, daß da eine Europäerin sitzt mit Erinnerungen? Für die meisten der Zehntausend da war es das Beste und Großartigste, das sie je gehört, und es war auch gewiß gut und großartig; in Carnegie Hall kann man kein solches Konzert um 25 Cents hören, noch dazu mit dem unendlichen Dom über uns, aus dem der große Einsame sich seine Sphärengesänge geholt. Und nun steht man auf und drängt sich langsam die vielen Stufen hinauf und langsam durch die Kolonnade schiebt man sich hinaus dem Ausgang zu. Wie viele von diesen Menschen haben wohl heute eine Botschaft empfangen? Wie viele sind nur gekommen, weil man den Abend ja doch irgendwie verbringen mußte, oder weil es doch eigentlich gebildet aussieht, wenn man ins Stadium-Konzert geht, oder weil man andere mit Ausdrücken des Entzückens von der „Neunten“ reden gehört, so daß man neugierig war?

Aber all das zählt ja eigentlich nicht – gerade so wenig wie der Umstand, daß man vollendetere Aufführungen der „Neunten“ gehört; von Wichtigkeit ist ja nur eins: daß über der Fratzenhaftigkeit, der Laxheit und der Gemeinheit dieser Welt die Schönheit solcher Vision triumphierend schwebt. Diese Größe, diese Güte, geboren aus einem Menschengehirn, geprägt in einem Menschenherzen. Vielleicht geschieht es, daß wir die großen Künstler so verehren, weil sie es vermögen, mit der Kühnheit und der Zielweite ihrer Phantasie in uns verschlossene Himmel zu greifen und uns die Ahnung von einem Übermenschentum vorzuzaubern, von dem wir in Wirklichkeit ja noch weit entfernt sind. So die hohe ethische Kraft der Kunst enthüllend, von der die Alten schon wußten, als sie Kunst und Religion Hand in Hand gehen ließen. Wenn der im letzten Grade der Armeleutekrankheit sich hinschleppende Schiller, wenn Beethoven, dem der grausamste Spaß der Natur das Hören genommen, uns erscheinen und sagen und singen: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt...“, so stehen wir da, Hut ab; und keine Gemeinheit, keine Jämmerlichkeit der Menschenrasse, so klafertief ringsumher, kann uns etwas anhaben.

## ***Ereignisse auf Broadway (1924/1925).***

„Le roi est mort, vive le roi“ ... Während man auf Broadway die Bilanz der Saison zieht, künstlerisch und finanziell, und die Spielhäuser die leichtere Ware des Sommers einrücken lassen, andere schon ihre Tore schließen, sind des Theaterdirektors Gedanken mit der Aussaat des nächsten Jahres beschäftigt. Lee Schubert, einer der unternehmendsten und fruchtbarsten in der Gilde, ist schon vor ein paar Wochen von seinem Fischzug aus Europa zurückgekehrt, mit einer wohlassortierten Sammlung von englischen, französischen, deutschen, ungarischen und – last not least – Wiener Erwerbungen. Der Manager für die Charles Frohmann-Gesellschaft kehrte gestern auf dem „Majestic“ zurück mit einer Sammlung von akquirierten Neuigkeiten, die nächste Saison auf Broadway erblühen werden. Darunter scheinen – wie schon öfter – die Ungarn stark vertreten, Molnar und Vajda, aber auch ein neues Schnitzler-Stück, das seine Uraufführung in Wien im Herbst erwartet. Belasco zwar, ergraut im Harnisch eines Lebens, das eine ungeschriebene Theatergeschichte Newyorks ist, schweigt grollend: sein distinguiertes und distinktives Theater, das mit seiner liebevollen Ausarbeitung jedes Details der Innendekoration den an Atmosphäre gewöhnten Europäer unsagbar anheimelt, ist schon wochenlang geschlossen, denn Streikwolken stehen drohend über Broadway. Der alte Kampf: „Hie Kapital, hie Arbeit“, ist ins Feld der Theater eingedrungen; seit Monaten gehen Verhandlungen hin und her, aber bis zu dieser Minute ist ein allseitig befriedigender Ausgleich nicht gefunden worden.

Zum Verständnis der Theaterverhältnisse in Amerika muß man sich vergegenwärtigen, daß der Schauspieler, der in Newyork spielt, nicht so sehr in Betracht kommt, wie der Schauspieler, der auf der „Road“ ist. Ein Stück, das genügend Erfolg in Newyork gehabt hat, wird auf die „Road“ geschickt, das heißt, die Gesellschaft, Schauspieler und Inszenierung, begeben sich auf Reisen durch die verschiedenen, oft so weitläufigen Staaten der United States, um in größeren und kleineren Städten mehr oder weniger lang ihr Stück zu spielen. Diese Städte sind oft Tagereisen weit von Newyork entfernt, und es kam gar nicht selten vor, daß ein Manager eine solche Gesellschaft einfach stranden ließ, ohne den Gehalt und die Kosten der Rückreise zu zahlen, falls der Erfolg des Stückes ein geringer war. Oder ein Manager konnte einem Schauspieler seinen Gehalt beliebig kürzen, aus irgendeinem an den Haaren herbeigezogenen Grund; ein Kontrakt war ein Fetzen Papier, kein Richter nahm sich des Schauspielers an. Mit einem Wort, der Manager war unumschränkter Gebieter.

Andererseits fühlte sich auch der Schauspieler durch nichts gebunden, und wenn es ihm einfiel, packte er eine Stunde vor der Vorstellung seinen Koffer und verduftete, um den Führer der Truppe in der Präriestadt, wo weit und breit kein Ersatz zu finden ist, in der denkbar übelsten Situation zurückzulassen. In solchen Situationen schafft nun Equity, das heißt die Organisation der Schauspieler, Ordnung und Gerechtigkeit, so daß nicht nur die Schauspieler, sondern auch letzten Endes die Manager durch die geregelten Verhältnisse profitieren, vor allem aber das Niveau der künstlerischen Qualität bedeutend gehoben wird. Equity meint nun, es sei nicht mehr als fair, zu verlangen, daß alle Schauspieler, die den Schutz Equitys genießen – und das sind jene, die in einem Ensemble von mindestens 80 Prozent Mitgliedschaft arbeiten – auch Equity-Mitglieder seien; was darauf hinausläuft, daß ein Ensemble – und zwar wird hier in Amerika das Ensemble jeweils für einen ununterbrochenen, längeren oder kürzeren Lauf eines Stückes zusammengestellt – ausschließlich aus Equity-Mitgliedern bestehe, oder daß eben gar keine Equity-Mitglieder verwendet werden. Und dies ist der tote Punkt, um den herum sich die Verhandlungen ermüdend drehen.

Um all dieses Hin und Her kümmert sich das breite Publikum herzlich wenig. Es kommt auf Broadway, um sich zu unterhalten, und mit dem Optimismus der Gedankenlosigkeit weiß es, daß er sein Vergnügen schon irgendwie geliefert bekommen wird; weiß, daß, was immer geschehen mag, das Leben seinen Gang weiter schreitet. Und Broadway ist das Leben, und das Leben ist Broadway. Es weint und tanzt und singt, liebt und betrügt hier; stolziert in törichter Selbstgefälligkeit; baut Träume von Schönheit auf schwankende Bretter; nagelt der Menschheit Sehnsuchtsgedanken ans bittere Kreuz; spiegeltechert mit Ideen –

Doch nein, dies tut es nicht, noch nicht. Die mehr oder weniger chaotischen Ideendramen der Deutschen finden auf Broadway kein Erdreich. Georg Kaiser ist eine unbekannte Größe, Tollers „Masse Mensch“, von der rührigen *Theatre Guild* mit Liebe über die Bretter getragen, erhielt sich wenig länger als eine Woche; Maeterlincks „Blauer Vogel“, das seinerzeit in Wien im Volkstheater drei Aufführungen erlebte, brachte wochenlang volle Häuser, weil es trotz aller Gedankenflüssigkeit und Lebensweisheit eine putzige Süße hat, die Kindern und Frauen gefiel. Französischer Esprit in Madame Simones und Maurice de Feraudys Vorstellungen interessierte die Intelligenz, während der stark gewürzte Haut-Gout der Grand Guignol- Spieler „platt“ fiel, wie der amerikanische Terminus *technicus* sagt. Aufgemuntert durch des italienischen Meisters Luigi Pirandellos Erfolge im letzten Spieljahr, brachte Brock Pemperton seinen „Heinrich IV.“ heraus unter dem Titel „The living Mask“, ein interessantes Stück voll Geist, der in lateinischer Grazie auffunkelt, über tiefer und trauriger Weisheit. Bei der Premiere sah Newyork zum ersten Male Arnold Korff, der die Hauptrolle kreierte, einen italienischen Edelmann des zwanzigsten Jahrhunderts, der in dem Wahn lebt, jener unglückliche Heinrich IV. zu sein, der büßend in Canossa gestanden. Arnold Korff ist in Cincinnati, im Staate Ohio, geboren und die englische Sprache ist ihm kein fremdes Idiom. Die hochgebildete Zuhörerschaft des ersten Abends belohnte das an Burgtheatertraditionen geschliffene Können des hier vollständig unbekanntes und ohne das übliche und durchaus notwendige Tamtam eingeführten Künstlers mit vielen und herzlichen Hervorrufen, während die Presse sich kühl verhielt, aber trotz aller Kühle nicht umhin konnte, den Hut zu lüften vor einer Kunst, die über den eleganten Unbezwinglichen den Weg zu jener künstlerischen Höhe gefunden hat, wo der Charme der Persönlichkeit kapitulieren muß vor der Zucht des Könnens. Das Stück hielt sich nicht; die Aufführung litt an schleppendem Tempo; auch weigerte sich das große Publikum, dem Jonglieren des Autors über die Jahrhunderte hinüber zu folgen; die Gleichzeitigkeit auf der Bühne von modernen Menschen und Menschen des elften Jahrhunderts wirkte offenbar verwirrend. Es war ein Stück lediglich für die Intelligenz.

Es muß jedoch mit Freude festgestellt werden: Broadway erzieht sich und wird erzogen, nicht mehr ist Spiel, Gesang, Tanz, Komödie es allein, das den box-office-Erfolg, das ist finanziellen Erfolg, garantiert, Shaw hat das Theater definiert als „eine Gedankenfabrik“, einen Souffleur für das Gewissen, einen Erläuterer der sozialen Gesetze, eine Waffe für den „spirituellen Aufstieg der Menschheit“. In diesem Sinne reformiert sich Broadway. In Shaws „Saint Joan“ genießt man seit Monaten Geist, Geschichte und eine originelle Auffassung der viel mißbrauchten Maid, die, wie Shaw behauptet, die einzig richtige, weil unbeeinflusste ist.

Ein anderes englisches Stück, „Outward Bound“ von Sutton Vane, kam hieher auf den Flügeln eines ganz außerordentlichen Londoner Erfolges, und siehe da, es läuft seit Monaten, trotzdem es das dem Amerikaner auf der Bühne unsympathische Kapitel von Tod und Sterben aufschlägt: es behandelt nämlich das Problem des Lebens nach dem Tode. „Outward Bound“ sind die, die hinausfahren in die Ewigkeit.

Diese Gestorbenen, eine zusammengewürfelte Menschheit *en miniature*, sind auf einem aus dem Hafen fahrenden Schiff und wissen nicht, daß sie gestorben sind, noch weiß es der Zuschauer. Wie es uns und ihnen nach und nach und mit verschiedenen Wirkungen zum Bewußtsein kommt, bildet die – trotz des Mangels an äußerer Bewegung – spannende Handlung des Stückes. Schwach ist nur der Schluß, der wie ein nicht sehr guter Witz anmutet; der von allen gefürchtete und geheimnisvoll angekündigte „Examiner“, das heißt Untersucher, erweist sich als ein jovialer, alter Herr im Tropenhelm, der nun allen die ihnen gebührenden Plätze anweist – mehr oder weniger der Herr Inspektor bei der Zeugnisverteilung.

Da ist „Beggars on Horseback“ (der Bettler auf dem Pferd) bis zum Rand voll des köstlichen amerikanischen Humors von jener speziellen Sorte, die sich selbst persifliert, daß man hinter all dem Rankenwerk der Mr. Kaufmann and Connelly, die das Stück dem Publikum vorsetzen, das Original kaum erkennt. Dieses nämlich ist von Paul Apel und heißt: „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt.“ Neil Mac Rae ist ein junger Konponist und er

lebt in der üblichen Dachstube, und, wie üblich, ist auch die junge, ideale Dame von gegenüber da. Selbstverständlich auch der reiche und ungebildete Businessman, der eine Tochter hat und zu seinen Butlers, Ladies Maids, Automobilen, Marmorhallen usw. nun einen komponierenden Schwiegersohn requirieren möchte. Neil Mac Rae hat natürlich die junge Dame von gegenüber lieber, aber er träumt sich für einen Tag in die Situation, der Mann, des reichen Mädchens zu sein, das heißt, er weiß natürlich zuerst nicht, daß er nur träumt. Und dieser Traum ist eine entzückende, weil bei aller Schärfe gutmütige Parodie gewisser amerikanischer Zustände; der in sich selbst versunkenen Stupidität des Businessman, der Leere und Tyrannei seines pompösen Haushaltes, der standardisierten Organisation seines Geschäftes. In einer ulkigen Gerichtsszene bekommt das Prozeßsystem ein paar gewaltige Hiebe ab und die verebnende Industrialisierung von allem, was da kreucht und fleucht, auch der Künstler und Genies, ist lächerlich gemacht, wenn der Held durch die Kunstfabrik geführt wird, wo hinter Gittern in reinlich abgeteilten Zellen die Künstler der verschiedensten Branchen arbeiten und auf Verlangen der Cicerone schnell ein Schaubewerk produzieren. Der Zuschauerraum ist plötzlich überrumpelt von einer Schar krabbelnder und schreiender „Newsboys“, Zeitungsjungen. Sie verteilen Blätter, die nicht etwa den Ausbruch eines Weltkrieges anzeigen, aber die Art der amerikanischen Zeitungen persiflieren, Verbrechen und Liebesgeschichten mit expressionistisch gedrechselten Titeln und romantisch ausgeschmückten Details bringen – die Newsboys gehören also zum Stück. Mitten unter all dem krassen Materialismus sehen wir aber auch das innerste Phantasievolle des jungen Künstlers Neil Mac Rae, das sich in seiner Komposition enthüllt und das dem Zuschauer in Form einer entzückenden Pantomime gezeigt wird: „A kiss in Xanadu,“ Musik und Pantomime von dem Amerikaner Deems Taylor.

Von Eugene O’Neill, dem stärksten einheimischen Talent und tiefschürfendem Dramatiker ersten Ranges, sind nun zwei Stücke auf Broadway. „Welded“ nimmt das Eheleben eines Paares unter das Mikroskop und steht auf halbem Wege zwischen Ibsen und Strindberg. Es ist eines von jenen Stücken, mit denen zum erstenmal heuer in größerem Maßstab Broadway sich auf das bewegte Meer der Probleme begibt, die ausschließlich das Verhältnis der Geschlechter zueinander, Ehe oder Nichtehe, behandeln. In dieser Reihe nimmt „Rain“ eine exzeptionelle Stellung ein, einerseits deshalb, weil sich niemand gefunden hat, der im Lande der puritanischen Grundsätze es beseitigt, andererseits, weil die Ausdauer eines die Beschreibung der Sonnenseiten des Lebens vorziehenden Publikums Wunder nimmt; „Rain“, eine amerikanische Adaption einer Erzählung des englischen Schriftstellers Somerset Maugham, ist ausgesprochen unerquicklich, seine Tragik und Wahrheit ist blutig, und „Rain“ beginnt nun seinen dritten Sommer in Newyork, was so viel heißt, als daß es nun das dritte Jahr jede Woche achtmal gespielt wird!

Das andere Stück O’Neills, dessen „Emperor Jones“ in Berlin herzlich wenig Anklang gefunden hat, und dessen Begabung und Probleme zu ausgesprochen amerikanisch sind, als daß sie auf dem Kontinent – wo man übrigens geschickte Bearbeiter ein wenig nötig hätte – gebührend gewürdigt werden könnten, ist: „All God’s Chillun got Wings,“ was, aus dem amerikanischen Negerdialekt übersetzt, heißt: „Alle Kinder Gottes haben Flügel.“ Es beschreibt die Ehe eines Negers mit einer Weißen.

Während dies und noch vieles andere, so vieles andere, aus Broadway über die Bretter läuft, hält im großen, zu diesem Zweck herrlich ausgebauten Century-Theatre, noch immer, seit vielen Monaten, Max Reinhardts „Mirakel“ Hof, in einer so wunderbaren, so verschwenderischen Ausstattung, wie die armen Seelen in Europa sie nur träumen dürfen. Er gedenkt, über den Winter hier zu bleiben, denn bei täglich ausverkauftem Hause kann man erst im Herbst auf Gewinn hoffen.

## ***Der Dramatiker O'Neill und seine „Kinder Gottes“.***

Bevor der Vorhang aufging, wurde uns verkündet, daß die erste Szene leider nicht aufgeführt werden könne, weil der Bürgermeister von Newyork das Mitspielen von Kindern als moralisch unzulässig verboten hatte, und die erste Szene des O'Neillschen Stückes „Alle Kinder Gottes“ ausschließlich von Kindern dargestellt wird; weißen und Negerkindern. Die spielen an einer Straßenecke in einem Armeleutbezirk Newyorks, einander neckend, einander jagend und ein ganz klein bißchen miteinander liebevoll; wie Kinder allüberall tun. Diese Kinder aber, zwei davon, spielen als ahnungslose Engel über Abgründen, über den tragischen Abgründen ihres späteren Lebens. „Nenn' mich nicht ‚Bemalt Gesicht‘,“ sagt die kleine milchweiße Ella zu dem dunklen, ernstesten Jim, „ich mag nicht leiden. Ich mag gar nicht weiß sein, ich möchte schwarz sein wie Du“. Jim vermag es nicht zu glauben. Er bewundert, er betet Ellas Weiße an.

Täglich trinkt er dreimal Kalkmilch, damit er weißer werde. „Ich hab' dich lieb, Jim.“ – „Ich hab' dich lieb, Ella.“ Ein hartnäckiger Ernst ist in Jims Worten, eine tief wurzelnde Innigkeit, die über das Alter des Zehnjährigen weit hinausgeht. Ich hab' dich lieb, Jim, ich hab' dich lieb, Ella – sie lächeln und freuen sich auf morgen, und ahnen nicht, daß sie beide ihr Schicksal besiegelt haben. Während der Vorhang fällt – oder vielmehr fallen soll – eilen sie heim, in entgegengesetzten Richtungen. Jim in die Gasse voll Neger, Ella in die andere, wo nur die Weißen wohnen dürfen.

Es ist ein wahrhaft erschütterndes Stück, dieses neueste Werk O'Neills, des bedeutendsten amerikanischen Dramatikers, eigentlich des einzigen, der wirklich originell schafft, frei von jeglichem kontinentalen Einfluß. Erinnerung an Ibsen flammt auf, an Strindbergsche Leidenschaft, die das Leid mit scharfen Messern zerstückelt. Aber O'Neill ist ganz O'Neill, ganz Neuland. Man hat ihm in Europa vorgeworfen, daß er zu sehr bloßer Photograph der Kruditäten und der Banalitäten des Lebens ist, wie sie die moderne amerikanische Literatur allzu eifrig auf den Markt wirft. Aber man vergißt, daß der größte deutsche zeitgenössische Dichter im tiefsten Naturalismus angefangen hat, und man vergißt, von der – für den Europäer – schwer zu durchdringenden Fremdheit von Thema und Entwicklung die Lichtpunkte der genialen Behandlung zu abstrahieren und zu markieren. O'Neill ist vor allem ein Dramatiker voll erfrischender Kraft. Was er sagt, schlägt ein wie ein Blitz, scharf und erleuchtend. Er baut seine Tatsächlichkeiten mit Quadersteinen, aber um diese herum steckt er die Blüten tiefsten, wenn auch oft primitiven Gefühls mit dem Geschmack des Dichters. Es ist die Kraft des Dichters, mit der er den Schmerzen der Menschen ins Mark greift und die Zuckenden unseren Augen preisgibt: Ecce homo!

Man hat sein neuestes Stück aller möglichen Dinge bezichtigt; man hat es als ein Propagandawerk gegen die Mischehe verschrien. Wahre Dichter schreiben selten Tendenzstücke, es ist ihnen meist nicht darum zu tun, eine bestimmte Tatsache durchsetzen, vielmehr legen sie uns diese Sache vor, wie sie sie sehen, wie sie sie besser sehen mit der Schärfe und dem durchdringenden Blick ihres gottgegebenen Berufes, und überlassen uns das Urteilen. So O'Neill in seinem Stück, dessen vollständiger Titel lautet: „All God's Chillun got Wings“ („Alle Kinder Gottes haben Flügel bekommen“).

Es ist schwer, europäischen Lesern auf einem so beschränkten Raum die Aufregung klar zu machen, die die Aufführung dieses Stückes hier hervorrief, und den Grund hierfür. Das Negerproblem ist eines der brennendsten der Vereinigten Staaten. Der Neger ist amerikanischer Bürger, trotzdem sind ihm manche essentielle Rechte vorenthalten. Im Rahmen unserer Besprechung interessiert uns zum Beispiel das Gesetz, das den Negern in gewissen Staaten der Union die Heirat mit Weißen berietet. Wenn heute auf der Ringstraße in Wien ein gut angezogener Neger geht, dann in ein Kaffeehaus tritt, sich dort niedersetzt, einen Schwarzen trinkt – niemand wird etwas daran finden, wenn man von dem kleinen Aufsehen absieht, das für Wien die vielleicht ungewohnte Erscheinung hervorruft. Nicht so in Amerika. Der Neger wird sich in das Kaffeehaus



nicht setzen, weil er weiß, daß er von keinem Kellner bedient werden würde. Gewisse Abteilungen der Theater und Konzertsäle sind für ihn ausverkauft, in den südlichen Staaten kommt es nie vor, daß ein Neger sich unter die weißen Theaterbesucher mischt, er ist auf seine eigenen Theater angewiesen. Ebenso ist es ihm untersagt, mit den Weißen zusammen auf der elektrischen Straßenbahn zu fahren; eigene Wagen laufen für die ausschließliche Benützung der Neger. Dies sind nur einige illuminierende Beispiele. Wenn man dabei im Auge behält, daß heute viel mehr Neger in den Vereinigten Staaten sind als zur Zeit, da sie Sklaven auf den Plantagen des Südens waren, da sie sich ungleich bedeutender vermehren als die durchschnittlich höher entwickelten Weißen, hat man eine blasse Idee von der Konstellation, aus der O'Neills Stück emporgewachsen ist.

Neun Jahre nach dem Spiel der Kinder treffen wir an derselben Ecke, an der noch immer die weiße und die schwarze Gasse zusammenstoßen, Jim und Ella wieder. Ella, am Tage ihrer Schlußprüfung in der Highschool im ewigen Mädchenirrtum flirtend mit Mikey, dem typischen Vorstadt-Don Juan, der ein Englisch spricht, das keiner verstehen würde, der Englisch in Oxford gelernt hat. Auch Jim hat seine Schlußprüfung bestanden, nachdem er zwei Jahre dafür studiert hatte. Er wird es ihnen zeigen! Wird beweisen, daß auch ein Neger etwas vermag; wird Advokat werden. Mikey und der Neger Joe lachen ihn aus – roh der eine, gutmütig der andere. Ella, der er sich schüchtern-demütig nähert, weicht ihm aus. „Wir haben doch nichts mehr miteinander zu reden.“ Sogar gemein wird sie mit der Direktheit der Vorstadt, die Gemeinheit nicht mit der Apothekerwage wiegt: „Go to hell!“

Fünf Jahre später die nächste Szene, und wieder die Straßenecke. Ella nun schon das müdgehetzte, das mißbrauchte und weggeworfene Weib; so zutiefst angeekelt ist sie, daß es ihr nicht einmal der Mühe wert ist, den ihr einzig offenen Weg zu gehen, den auf die Straße. Da kommt Jim. Jim ist nicht arm, sein Vater hat Geld gemacht und der Sohn studiert. Aber er kommt nicht durch; er erzählt Ella von seinem furchtbaren Kampf mit den Büchern, mit den Prüfungen. Dies Schauspiel eines reinen Strebens neben ihr und die Wärme seines Gefühls, das, wenn auch unausgesprochen, ihm sympathisch anhaftet, taut Ella ins Leben zurück. Sie erinnert sich an Kinderzeiten. „Du warst weiß zu mir, Jim.“ „Ich! Weiß zu Dir!“ „Yes!“ „Alle Liebe ist weiß. Ich hab' Dich immer lieb gehabt.“ „Selbst jetzt, nach alledem, das geschehen?“ „Immer!“

Einige Wochen darauf werden sie verheiratet. Eine kleine Kirche, wieder dort, wo zwei Gassen zusammenstoßen, die schwarze und die weiße. Die Bühne ist leer, Fenster und Tore der Kirche geschlossen wie in Abwehr. Gesang tönt aus der Negergasse. Da, ein harter Glockenklang, die Kirchentür springt auf, Jim und Ella stehen auf der Schwelle und plötzlich schwärmt der Platz vor der Kirchentür vor Menschen; schwarzen und weißen, die eine links, die anderen rechts. Sie starren, neugierig, hart, höhnisch. Jim führt die zögernde Ella herab, die ihre Blicke nicht losreißen kann von den Weißen. Jim ahnt ihre Angst, und mit gütigen Worten redet er ihr zu, und was er mit Innigkeit in der kindlich-bilderhaften Sprache der Neger beginnt, treibt die Herzensangst und die studipe Starrheit der Menschenmauer vor ihm auf die schmerzspitzen Riffe einer hysterischen Ekstase. Er verweist auf die Wärme der Sonne, die für alle scheint, auf den blauen Hoffnungshimmel, auf die Fahrt hinüber, nach Europa, wo die Menschen keine Unterschiede machen...

Nach zwei Jahren kommen sie zurück aus Europa, kommen heim in das Haus, das Jim gehört, wo Jims Mutter noch wohnt und seine Schwester Hattie. Jim hat viel von seinem sicheren, dunklen, ruhigen Ernst eingeübt. Er scheint viel älter, zerflattert, als würden bittere Fragen ihn nicht schlafen lassen. Er verlangt Nachsicht für Ella, die krank ist, müd. Nein, es war nicht alles so schön drüben. Sie war zu einsam. Sie wollte nicht, die Menschen wollten nicht, genug, sie beschlossen, sich dem Gespenst, vor dem sie geflohen waren, hier herüber Auf' in Aug' gegenüberzustellen, im schweren Aushalten sich gegenseitige Liebe zu beweisen. Im

Zimmer hängt eine Kriegsmaske, ein schreckenerregendes Gesicht, wie sichs die primitiven Völker beim Kriegsangriff aufsetzten – Hatties Hochzeitsgeschenk an Jim. Ella höhnt die Maske: „Ich lache dich aus, du häßlich Ding. Du kannst mir nichts anhaben.“ Tief verletzt sie Hattie damit, die nicht ahnt, daß solch beißender Ton nichts anderes ist, als ein Hilfeschrei. Allein im Zimmer gelassen, sieht Ella zum Fenster hinaus, ruft dort einen Bekannten an. Mit erstarrendem Gesicht kehrt sie zurück in die Mitte des Zimmers: „Natürlich hat er dich gehört, dummes Ding, was lügst du dich an? Er wollte nicht hören, wollte aus dem Negerviertel nicht angerufen sein.“ Denn es es war ein Weißer, den sie gerufen hat.

Ella ist sehr krank geworden und liegt oft in Delirien. Jim studiert noch immer. Er kann's nicht machen und muß es doch machen. Alles wird dann besser werden und Ella wird stolz sein. Über den Teppich schleicht Ella, aus dem Bett entwischt, schleicht mit einem gezückten Messer in der Hand an Jim von hinten heran. Im letzten Moment fällt er ihr in den Arm, wimmernd wie ein Kind sinkt sie zu Boden, um gleich darauf mit rauher, fremder Stimme ihm ins Gesicht zu schleudern: „Schmutziger Nigger!“ Oh, Jim weiß, sie ist krank und kann nicht verantwortlich gemacht werden für das, was sie spricht. Aber was hatte Hattie gesagt? „Ich weiß, sie ist krank, aber trotzdem hat sie recht; es sitzt tief drin in ihr und in ihrem Wahnsinn kommt es heraus.“

Was nützt das alles! Jim hat es in hunderten von schlaflosen Nächten durchdacht, durchgelitten. Jim hat Ella und Ella hat Jim und außerdem nichts in der Welt. Eines ohne das andere würde nur desto ärmer sein. Denn Jim weiß – und wir wissen – daß Ella nicht gelogen, als sie sagte: „Ich hab' dich gern.“ Jim würde ja mit Freuden sterben, sofort würde er aus dem Fenster da springen, wenn er wüßte, daß er Ella damit helfen könnte.... Hier streift das Drama aus dem Kreis des weiß-schwarzen Problems von Jim-Ella hinaus in den viel weiteren des ewigen Rätsels, daß die Menschen einander lieben und sich doch im Innersten fremd sein läßt. Jim teilt seine Zeit zwischen Krankenwachen und eifrigem Studieren. Fast versiegt seine Kraft. Da kommt das Ende mit dem Brief der Prüfungsbehörde. Er ist wieder durchgefallen. Während sein namenloser Schmerz sich in Hohn Luft macht, freut sich die arme, kranke Ella, sinkt zu seinen Füßen und küßt seine Hände: Nun hat sie ihn ganz für sich, ihren Knaben, mit dem sie spielen kann....

Jim erwacht aus dem schmerzlichen Krampf der Enttäuschung, er versteht. Er beginnt zu weinen, in Demut und in einer neuen Art von Glück, der einzigen, die ihm geblieben ist, der einzigen, die uns schließlich allen bleibt, dem Glück der Resignation, und er dankt Gott für das Kind, das er ihm gesandt, statt des Weibes, das er hinweggenommen hat.

## ***Amerika schreibt seine eigenen Stücke***

Im vorigen Jahre hatte man sich auf Broadway – das ja jetzt schon allgemein als das Forum amerikanischen Theaterspielens bekannt ist – zwar ehrgeizig, aber mit geringem Erfolg bemüht, das amerikanische Drama auf eigene Beine zu stellen. Was man erreichte, blieb im guten Willen und in allzu viel Erinnerung an europäische Trade-marks stecken, und das einzige, das mit der Nasenspitze darüber hinausgelangte, nämlich das köstliche „Beggar on horseback“ hatte Idee und Aufbau – o Tücke des Schicksals – von einem deutschen Autor, Paul Apel, erborgt. Es konnte also als amerikanisches Produkt, so sehr amerikanisch das adaptierte Stück auch war, gemeinhin nicht angesprochen werden. Die eben verfllossene Saison aber brachte Broadway der Erfüllung seines Lieblingswunsches – amerikanisches Drama auf amerikanischen Bühnen – näher als je. Nicht, daß man auf Europa verzichtet hätte oder verzichten könnte, ganz im Gegenteil; es gab Scheffel voll Tantièmen für Europas gute und weniger gute Autoren, vor allem für Shaw und den glücklichen Vajda. Aber die heimische Produktion, immer schwer in Quantitäten, aber leicht in Qualitäten, wuchs und wucherte fröhlich darum herum. Ein paar jedoch schossen auf, schlank, rank, mit kühnem Gesicht: „Wir sind so, und wenn ihr uns so nicht wollt, so können wir nichts machen. Aber da sind wir jedenfalls und man wird sehen, was weiter geschieht.“

Da ist vor allem „Processional“. Aus dem merkwürdigen Titel schält man sich schon die Form, die der Autor John Howard Lawson, für sein Drama gewählt. Doch statt einer würdig und gemessenen Schrittes schreitenden Prozession, denke man sich die Bühne überrannt von einer sehr gemischten Gesellschaft, in der der einzelne jeweils in einer bestimmten Richtung gestoßen scheint, ohne daß er sich darüber klar wird, wohin es geht. Bild auf Bild folgt kaleidoskopartig und die Absurdität und Zerrissenheit des Geschehens wird überall hin und hindurch begleitet von einer aufgeregten und nimmer ruhenden Jazz-band. Lawson wollte nichts mehr und nichts weniger, als dieses vielgesichtige Etwas, Amerika, im Stil einer Komödie fangen und kirre machen. Dieses kühne Wollen allein spricht schon von Talent. Das Fangen ist ihm in gewissem Grad gelungen, das Kirremachen nicht. Vielgesichtig ist seine Komödie, doch sieht sie Amerika allzu sehr durch Jazz und Maschinen hindurch, kurz gesagt, durch Stadt. Seine Komödie ist Mainstreet aus dem Landwirtschaftlichen in die industrielle Kleinstadt versetzt.

Dynamite Jim ist ein Minenarbeiter und die Arbeiter streiken. Sadie Cohen ist die junge und lebenshungrige Tochter des Gemischtwarenhändlers von Mainstreet. Der Vater kann sie nicht halten. Abenteuer ist in ihr, die Welt ist in ihr, der Drang hinaus. Nicht nur in ihr; in allen, die in diesem Stück sind, mit Ausnahme des mittelständlerisch blutarmen Zeitungsreporters und des kapitalistisch gesetzten Gentleman mit dem Zylinder. Jim und Sadie schleudert das Leben hinaus und sie begegnen seinen Gewalten: Tod und Gold, Verführung und Mutterliebe, Mord und Strafe, Liebe und Zufall. Und sie schlagen sich damit herum, gierig, blind und naiv. „Oh, nenne mich Desdemona“, sagt Sadie zu ihrem Verehrer, und für die Weile vergißt sie, sich im Jazzrhythmus zu wippen: sie sieht zu ihm auf, im großäugigen Blick Hunger nach Schönheit, nach Wunderbarem, nie Gekanntem. Aber schon fährt der Jazz wieder dazwischen. Ein andermal betet sie: „Lieber Gott, lass’ mich um die Welt reisen, lass’ mich in einem Aeroplan fliegen, gib mir Wohlgerüche für mein Haar.“ Das sagt kein europäisches Mädchen, das sagt eine Amerikanerin, seine noch dazu, die es erst in erster Generation, denn Sadies Vater ist aus Polen eingewandert.

Das Geschehen braust chaotisch über die Bühne, in Synkopen geschlagen durch die Jazzband. Da gibt es weder Aufbau noch Einheit. Weit versunken ist Aristoteles, weit Lessing, weit auch Ibsen. Da gibt es kein Grübeln, kein Introspezieren, nur das Zusammenprallen elementarer Gewalten in und um den Menschen im Geschehen. Rohstoff in die drei Wände der Bühne gepumpt in einer Form, die bewußt formlos ist. Kein

Gruppieren, aber ein Sich-Häufen, ein Überquellen: Leidenschaften und Dummheit, Gefühl und Unsinn, Spaßhaftigkeit und Poesie. Wie es kommt, wie es das Leben bringt, „alles in einem Sack“.

Der Autor wurde gefeiert, aber er wurde auch arg angefeindet: Jazz sei nicht Amerikas einziger Rhythmus, Jazz erkläre nicht Amerika. Darauf kommt es aber hier gar nicht an, lediglich darauf, daß diese Komödie Neuland ist, daß in der Art, wie die Form dem Inhalt angepaßt wird, dem amerikanischen, dem modernen Drama ein neuer Weg gewiesen wird.

Bissigere Kritik noch als Lawson über „Processional“ mußten Anderson und Stallings über ihr sehr gelungenes Kriegsstück „What Price Glory“ (Welcher Preis für den Ruhm) ergehen lassen. Wie so häufig am amerikanischen Theater, kommt dem Stück die ausgezeichnete Charakterdarstellung, vor allem des Helden, Captain Flagg, durch Louis Wohlheim zugute. „What Price Glory“ verrät nirgends den Ehrgeiz, ein Bild des Krieges geben zu wollen; es wird auch weder über Krieg und Frieden, noch über Helden oder Nicht-Heldentum tiefsinnig debattiert. Aber die Autoren greifen sich mit Händen, die vom Greifen etwas verstehen, ein Stück zuckenden Lebens aus der großen Welt, die der letzte Krieg war, heraus und stellen es vor uns hin.

Da ist eine Kompanie U.S.A.-Marinesoldaten in Frankreich mit dem Hauptmann Flagg und dem Sergeanten Quirt. Die beiden hatten vor Jahren einmal gestritten, und sie streiten nun weiter; daß es diesmal um ein Mädchen geht, ist reiner Zufall. Captain Flagg trinkt. Er trinkt sehr viel. Aber dann, warum sollte er nicht, wie könnte er eigentlich anders? Er hat Gemüt, dieser Captain Flagg; er ist im Grunde seines Herzens eigentlich ein weicher Mensch, aber er darf sich ja das nicht merken lassen. Sein Leben ist Schützengraben – Retablierung – Schützengraben. Im Schützengraben hat er Tier und Mörder zu sein, aber er kann so weit nicht hinuntersteigen, kann nie sein Bewußtsein an die Tatsachen verlieren, kann weder vertieren, noch verrohen, kann nur Held sein, obwohl ihm gar nicht heldenmäßig zumute ist. Und um die zynische Lache hinunterzuspülen, die solch' grotesker, blutgetränkter Witz in ihm aufsteigen macht, trinkt er eben.

Er behält den Kopf, wenn ihn die anderen verlieren, er steift ihnen den gesunkenen Mut. Keine erschütterndere Szene, als die im zweiten Akt im unterirdischen, von Donner erfülltem Keller, in den alle Augenblicke einer getroffen wankt oder hineinstürzt, von Entsetzen und Krampf geschüttelt, wie der junge Soldat, der heulend erklärt, daß er nicht mehr hinaufgeht. Der harte Captain Flagg, der Trinker, der ewig Fluchende, tröstet ihn wie eine Mutter. Oben kracht und splittert es und hier im Keller stöhnt es in Verzweiflung, in Entsetzen, in knirschender Ohnmacht gegen eine Gewalt, die den Menschen Unrat, Feuer und Vertierung ausliefert. Und neben mir am Parkettsitz kichert ein bubiköpfiges, zartgesichtiges Mädchen unausgesetzt. Man hatte ihr versprochen, daß die Sprache von „What Price Glory“ das Köstlichste und Niegehörteste an Flüchen und Rauheit sei. Sie scheint auf ihre Rechnung zu kommen; sie wird morgen erzählen, wie lustig „What Price Glory“ ist.

Diese Sprache war es ja gerade, was man angegriffen hatte; es sei unerhört, wie die Autoren U.S.A.-Marineure sprechen ließen, im höchsten Grade unpatriotisch. Ja, man dachte nicht darüber nach, daß ein Soldat kein Zuckerbäcker ist, ein Soldat in diesem Krieg; man kam nicht auf den Gedanken, daß er die Grobheit, die Rauheit seiner Worte vielleicht dringend nötig hätte, um sich daran selbst grob und rau zu halten, um sich daran emporzukrallen zu dem, was die Kriegsdichter an Mahagonischreibtischen ihm sagen, daß er sei: ein Held. Weil er sonst ja auch wahrscheinlich hinschlagen würde wie der Junge im Keller.

Aber es gab auch solche, die nicht zufrieden waren mit den Szenen hinter der Front, da die Stabsoffiziere, geschniegelt und gebügelt, aufmarschieren, nach Knöpfen und Drill sehen und langläufig und mit großer

Wichtigkeit von ihrer Mission erzählen, die Anschlagzetteln und Plakate richtig zu verteilen, die sich mit den neuen Regulationen bezüglich der Epauletten befassen. Im letzten Akt kommt Captain Flagg in das Wirtszimmer hinter der Front, verschmutzt bis zur Unkenntlichkeit, wankend vom vielen Wachen, die Augen trüb vor Müdigkeit, mit schleppenden Knien – aus dem Schützengraben. Er setzt sich nieder und hinter den Kerben in seinem Gesicht versucht es sich wie ein Lächeln: Ein paar ruhige Tage, sein Mädchen, ein bißchen Menschendasein. Da schlägt ihm schon der höhnische Befehl ins Gesicht: Zurück an die Front!

Und er steht auf und starrt vor sich hin, als versuchte er, etwas Unbegreifliches zu ergründen, schüttelt den Kopf, antwortlos; wankt aus dem kahlen Gasthauszimmer, das ihm Elysium schien, wieder hinaus in die Hölle: „Was ist es nur, daß man geht, wenn sie's bloß sagen: Geh! was ist es nur?“

Das ist „Welcher Preis für den Ruhm“ – „What Price Glory“! Obwohl es kein Bild vom Kriege geben will, doch das Beste, das dramatisch den Krieg verwertet.

Als Drittes im Bunde die Komödie des „Show-offs“. Die Amerikaner wissen gar nicht, wie sehr amerikanisch sie ist, das kann nur ein Außensider ganz erfassen. George Kelly, der Autor, ist ein gewandter Theatermann. Das, woraus er das Gebäude des „Show-off“ zimmert, ist oftmals ausprobiertes, oftmals gewendetes, aber in geschickten Händen immer noch goutiertes Material. Es gibt immer eine gewisse Schichte der Bevölkerung, der der amerikanische Middle-class-Salon mit dem Schaukelstuhl, der küchen- versklavten Mutter, der in der Ehe unbefriedigten Tochter, dem bastelnden Sohn, der schließlich die gewisse Millionen-Erfindung macht, noch nicht über ist. Aber in „Show-off“, das nun seit mehr als zwei Jahren ununterbrochen jede Woche achtmal in Newyork gegeben wird, merkt man bald eine andere Luft.

Denn da ist Aubrey Piper.

Er ist der laute, bramarbasierende Bursche, der immer mit einer Nelke im Knopfloch eines hellgrauen Gewandes herumgeht, der immer lacht, immer redet, meistens blaue Dinge, der immer besser aussieht, als alle anderen. Er ist nichts, als ein kleiner Clerk, aber wenn er mit seiner Braut spricht, die er herzlich gern hat, und die er selig macht mit seiner aus seinen Reden geschwungenen Bedeutendheit, dann hört man von einem Häuschen, von einem Auto als ganz selbstverständlichen Dingen. Das ist „Show-off“, unvollständig mit „Bluff“ übersetzt. Er jongliert sich durchs Leben und sitzt immer obenauf, was immer ihm geschehen mag. Es berührt ihn gar nicht, wenn die Schwiegermutter ihn ein Großmaul nennt und ihn auslacht. Zum Schluß hat ja doch er recht. Der Träumer-Sohn hat seine Erfindung gemacht und gesteht der Mutter, er möchte Aubrey etwas abgeben von dem Verkauf der Erfindung, denn eigentlich hätte doch Aubrey mit einer seiner Reden, die er sich wie ein Prestidigitateur aus der Luft holt, ihm die Idee gegeben.

Ohne Aubrey, den schillernden, schwätzenden Papagei, keine Millionen-Erfindung. Ohne Aubrey mit der ewigen Nelke wäre die Luft im verschlossenen Middle-class-Salon ewig gleich abgestanden; er fährt hindurch wie ein Ozon-Zerstäuber; wenn er bei der Vordertür hereinkommt, flieht die Langeweile bei der rückwärtigen hinaus. Er lacht nicht nur am besten, sondern auch zuletzt, denn als der Erfinder-Sohn strahlend berichtet, daß man ihm die Verkaufssumme verdoppelt habe, da stellt sich heraus, daß Aubrey – er sagt es nur so nebenbei, denn es ist ja nur selbstverständlich – bei der Firma war und den Leuten dort klar gemacht habe, usw. Der Vorhang fällt, Aubrey mit der Nelke steht in der Mitte der Bühne, ein Triumphator, seine junge Frau sieht adorierend zu ihm auf, der Sohn überlegt im stillen, wie das ist, wenn man reich ist, und die Mutter schlägt die Hände über dem Kopf zusammen: Was werd' ich jetzt noch alles erleben müssen! – Sie macht dabei ein saures Gesicht, aber in Wirklichkeit könnte ihr gar nichts Lieberes passieren.

Diese Art, hinter der heiteren Oberfläche des Humors Lebenswahrheiten hervorschimmern zu lassen, ohne Satire, ohne Bitterkeit, ist echt amerikanisch. Man zeigt uns: Seht, so ist es! Und der Autor führt seine Striche sicher und zielbewußt und ich möchte behaupten, daß seine Kunst eigentlich darin besteht, jene Dinge zu sagen, die er nicht sagt. Er wirkt durch die Art und nicht durch die Worte. Genau wie amerikanischer Humor.

## ***Ein Kapitel amerikanischer Literaturgeschichte. (Sinclair Lewis.)***

Ganz Europa las voriges Jahr „Babbit“, Sinclair Lewis' schonungslose und graugefärbte Darstellung des Lebens des amerikanischen Philisters, des amerikanischen Provinzlers. Ganz Amerika hatte es vordem gelesen und wußte nicht recht, was eigentlich damit anfangen. Es war ja daran freilich gewöhnt, zuzusehen, wie seine jungen Schriftsteller die Seziersmesser in das gedunsene Fleisch seiner Kleinstädte senkten und den Bürgern, die, auf ihren Autos ihr tägliches Curriculum – Bett, Barbierstube, Bureau, Bett – absolvierend, sich als einzige und unvergleichliche Kinder von Gods own country (Gottes eigenem Land) fühlten, die Befunde ihrer Sezierarbeit in ihren Romanen und Geschichten unter die Nase hielten. In jeder amerikanischen Stadt gibt es eine Main Street, eine Hauptstraße, auf welcher sich das Leben der Stadt prinzipiell abspielt; jenseits Main Street versinkt die Stadt in Schlaf und Hemdärmeln. Da Main Street daher die amerikanische Stadt ist, mit all ihrer paukenden, synkopierten Aktivität, ihrer Krudität, ihrem naiven, in die Welt hinaus bähendem Erfolggeschrei, ihrer Abgestandenheit, hatte Sinclair Lewis diesen Namen als Titel für seinen ersten sensationellen Roman, dem Vorläufer „Babbits“, gewählt.

Aber schon, ehe „Main Street“ erschienen war, hatten die aus dem Mittelwesten kommenden jungen Schriftsteller die Öde und die Farblosigkeit des Lebens der amerikanischen Mittelklasse in den Fokus ihrer darstellenden Aufmerksamkeit genommen. Dieses weit und – wie die Zukunft noch lehren wird – expansionsfähige Gebiet amerikanischer Szenerie, das von allen bis dato literarisch verwendeten und auch Europa bekannten Distrikten fernab lag, hatte damit sein literarisches Debut gemacht. Dies geschah in den ersten Jahren nach dem Kriege. Es schien, als ob die jungen Leute, nachdem sie im Kriege, der amerikanischen Gedanken über das Meer sandte, etwas von der Luft der weiten Welt geatmet hätten, nun plötzlich auf Amerika mit anderen Augen sahen; mit enttäuschten, mit höchst ungütigen Augen. Da war nichts, das ihnen gefallen konnte; soweit sie die Szene nicht direkt anwiderte, waren sie damit in hohem Maße unzufrieden. Mit diesem Gefühl in der Seele setzten sie sich hin vor ihre Schreibmaschinen und registrierten alle Häßlichkeiten, alle Leerheiten, alle Banausenhaftigkeiten und gaben davon auf Bogen um Bogen schönem, weißen Papiers einen bis ins minutiöseste Detail genauen photographischen Bericht.

Der Gewissenhaftigkeit, mit der sie dabei zu Werke gingen, fehlte durchaus das Salz der Satire. Es war lediglich ermüdend. Das amerikanische Haus stand plötzlich offen auf der Straße und jeder konnte, wenn er wollte, die Leute bei der langweiligsten täglichen Routine ihres äußeren und inneren Lebens beobachten. Man nannte das „novels and short stories“ (Romane und kurze Geschichten), was in Wirklichkeit beschreibende Soziologie ist. Es ist jedenfalls nicht Kunst, denn es fehlt ihm das Aroma, das Kunst haben muß, das die Dinge, welcher Art sie nun immer seien, wie auf Fittichen emporhebt auf eine Plattform, die irgendwie klar und luftiger zu sein scheint, als wir es im Leben gewöhnt sind.

Der Protagonist und Meister dieser Manier ist ein Mitglied der älteren Garde, einer der angesehensten Namen der Gilde, Theodore Dreiser. Die meisten dieser Schriftsteller kommen aus der Arbeit für Zeitungen her, ihr Gefühl für Tatsächlichkeiten und die Verwendbarkeit des Details ist außerordentlich entwickelt, sie sehen scharf und sie sehen das Wesentliche. Und sie haben hinter all ihrer Entrüstung eine versteckte Liebe für ihr Thema, die Bürge sein mag dafür, daß mit reiferer Einsicht und der geläuterten Kraft der Persönlichkeit in manchen von ihnen jenes innere Feuer entbrennen wird, das Kunst produziert, statt bloßer experter Photographie in Grau. Es ist, wie so vieles in Amerika, gut gedrechseltes Gefäß ohne spirituellen Inhalt.

Dieser ist soweit freilich nichts anderes, als was ihre Unzufriedenheit und Angeekeltheit bemerkt: Die lieblichen Arten des Materialismus, Ignoranz, Aufgeblasenheit, innere Leere, Borniertheit. All dies sind ja

auch in Europa wohlbekannte Ingredienzien provinziellen und Kleinbürgerlebens, aber in Amerika nehmen sie ein einzigartiges und groteskes Aussehen an, infolge der enormen Maßverhältnisse nach jeder Richtung hin und durch die besondere Konstellation, die sich ergibt aus der Art, wie ultramoderne Errungenschaften die teigige Masse der Mentalität dieser Klasse durchdringen und sich mit ihr auseinandersetzen. Das Groteske, das Hogarthische daran hatte natürlich niemand bemerkt, bis es nicht von einem Meister des Scharfsinns, der Darstellung und der Satire entdeckt und vor das Forum der zivilisierten Welt gezogen worden war. Diesen Meister fand die amerikanische Mitte – Mitte hier mit Bezug auf Klasse sowohl als auf Land – in Sinclair Lewis.

Sinclair Lewis, selbst ein Kind des Mittelwestens, des Landes der Prärien, des Mississippi, des Missouri, hatte schon drei Romane geschrieben, die sich nicht bedeutend über das übliche Niveau erhoben, als er mit „Main Street“ den Scheinwerfer seiner Fähigkeiten schärfer einstellte. Das, wie gesagt, nicht mehr neue und wenig prickelnde Thema wurde auf einmal interessant und Mittelpunkt eifrigsten Kommentierens. Lewis' Name erhob sich über die anderen und man war begierig, was er nächstens tun würde. Als Sinclair Lewis „Babbit“ geschrieben hatte, war sein Platz in den Literaturgeschichtsbüchern gesichert. Mit dem Titel, das heißt, dem Namen seines namenlosen Helden, denn „Babbit“ hat kein Individuum zum Helden, sondern einen Typ, noch besser, einen mentalen Zustand (*state of mind*), hatte er die amerikanische Sprache um ein Wort bereichert, dessen sie arg bedurfte, dessen Fehlen aber so lange nicht besonders bemerkt worden war, da das, wofür es steht, bis dahin noch nicht in klar umrissenen Linien aus der Fülle wogenden Lebens vor die Augen der Kritik und der Zuschauer gehoben worden war. Philister, Banause, Spießbürger, all dies sind europäische Bezeichnungen; es bedurfte eines Wortes für die amerikanische Spezies und Lewis schuf es. Freilich imprägnierte er es zugleich mit der Beize seiner Satire.

Nichts Graziöses, nichts Schönes ist in Sinclair Lewis' Büchern; für die zarteren Federn, für die Abstufungen der menschlichen Natur, denen der Europäer liebt nachzuspüren, ist kein Platz bei ihm. Er ist dazu selbst zu sehr ein Kind eben jenes Amerika, das er kritisierend beleuchtet. Er selbst ist ebenso intensiv amerikanisch wie seine Bücher, wie die Personen, die er schafft. Aber in ihm brennt jene Flamme, in welcher aus einer grauen, toten Erzmasse tönendes Metall sich von der Schlacke sondert, jene Flamme, die im Künstler sichtbar wirkt, und die ihn zum Weisen und Propheten macht.

„Main Street“ ist nichts als trostlos; da gibt es keinen Ausweg aus dem Unerquicklichen, alle Wege führen zu „Main Street“ zurück. Da ist kein Kampf mit luftigen Windmühlen, bloß mit schleimigen Schnecken. Wer die Würze der glänzenden Satire darin nicht zu genießen vermag, oder wem nicht daran liegt, seine Kenntnis von Menschen und Zuständen zu erweitern, für den ist es verlorene Zeit, das Buch zu lesen. In „Babbit“ rollt er dasselbe Panorama noch einmal auf, „mixt“ dasselbe scharfe Getränk. Und doch ist „Babbit“ innerlich verschieden von „Main Street“. Etwas weist darüber hinaus. Unmerklich fast, verschämt wie eine züchtige Schöne hinter ihren Schleiern, lächelt es am Schluß in dem Gespräch zwischen Babbit und seinem Sohne. Schon auf der ersten Seite vibriert es in der Beschreibung Zeniths, der rauh-stolzen Stadt. Wie können Wolkenkratzer und Schlöte anders sein als häßlich? Aber da sie Lewis so vor uns hinmalt, hängt es um sie wie ein unsichtbarer Purpurmantel, wie die Ahnung von etwas Großem, Feinem, das hinter ihrer zweckgeschaffenen Materialität steht.

Und nun kommt Lewis mit seinem dritten, großen satirischen Roman: „Arrowsmith“. Auch hier ist es der Held, der dem Roman seinen Namen gibt. Martin Arrowsmith ist ein Landbub, der als Gehilfe eines Landdoktors, eines Quacksalbers, durch das Lesen medizinischer Bücher auf den Geschmack experimenteller Wissenschaft kommt. Er schlägt sich durch das medizinische Studium auf der Universität von Winnemac durch und heiratet die kleine, lebendige, nicht zu bildende, aber auch, Gott sei Dank, nicht

zu verbildende Leora, ein Geschöpf aus Blut und Herz, das aus dem Boden Amerikas herausgemeißelt ist, und umgibt sie mit einer spröden, zähen Liebe, die der kaustische Mann Lewis hier zum ersten Male sich selbst abringt.

Dann versucht Martin, sich eine Praxis als Landdokter zu gründen, stößt sich, was er übrigens fortgesetzt tut, hart seinen harten Kopf an, arbeitet an der *Board of Health* (Gesundheitskommission), der fortschrittswütigen Stadt Nautilus in Iowa, von wo er sich eines Tages schleunigst nach Chicago begibt, um hinter den Kulissen eines eleganten Sanatoriums weiser und von neuem erbittet zu werden. Endlich glaubt er, in den Hafen für seinen Lebenszweck, für sein Ideal, nämlich experimentelle Bakteriologie, gelangt zu sein, als er, eine zukünftige Leuchte der Wissenschaft, einen Ruf an das munifizent ausgestattete Mc. Gurk-Institut in Newyork erhält, das der Millionär Mc. Gurk gegründet hatte, um seiner Frau, Capitolas, Neugierde von seinen eigenen, allzu scharfen Lorgnonblicken nicht standhaltenden Affären abzulenken und dem glänzenderen Spielzeug zuzuwenden. Er wäre nicht in Lewis' Gehirn geschaffen worden, wenn Martin nicht auch hier bald zu tiefst enttäuscht wäre, und, trotzdem er nie die Erdkrumen seiner bäuerlichen Heimat von Schuhen und Seele gestreift hatte, alle die soignierten Spiegelfechtereien und Eitelkeiten dieses Palastes der Wissenschaft durchschaute. Nichtsdestoweniger läßt er sich zum berühmten Mann hinaufpropagandieren und eignet sich sogar, nachdem Leora eines traurigen Todes gestorben ist, und kaum, daß er es merkt, eine reiche und schöne Witwe an, um die ihn die behandschuhten Kollegen beneiden. Er aber streift plötzlich alle Fesseln des Erfolges ab und zieht sich mit seinem gleichgesinnten Freunde Wickett auf das Land zurück, um sich ungestört der bakteriologischen Forschung widmen zu können.

Dieses kurze Summarium von Martin Arrowsmiths professioneller und wissenschaftlicher Karriere kann natürlich keine Idee geben von Lewis' Buch. Dies ist lediglich Stahlgerüst, in welches Sinclair Lewis nun mit Geist eine Unmenge von lebendigen Gestalten hineinbaut, die er sich mit der Treffsicherheit eines Scharfschützen von der reichhaltigen Bühne, die Amerika ist, herunterholt. Der wissenschaftlich nicht interessierte Leser mag vielleicht so viel medizinisches Detail in einem Roman nicht gerne sehen und davon hätte wohl hie und da etwas weniger sein können. Denn die Geißel seiner Satire richtet Lewis diesmal gegen alles, was mit Medizin zu tun hat. Medizin als Studium, Praxis, Pose, Streberei, Pfuscherei, Geldmacherei, Snobbismus. Medizin, die nichts sein sollte, als ein reines, heiliges Licht im Dienste der Menschheit, prostituiert auf den Götzenaltären des Materialismus, des schreienden, des in die Augen springenden Erfolges. Martin Arrowsmiths Leben in diesem Buch ist ein fortwährender Kampf gegen alle Phasen des Erfolges. Er selbst ist sich dessen nicht bewußt, Leoras Instinkt sieht sicherer als er. Aber was er will, rein, klar und stark, treibt ihn jedesmal aus den für ihn labyrinthischen Gängen der Erfolgsschreier zurück in die stillen Wände seines Laboratoriums. Er ist kein Held in heldenhaften Sinn. Lewis zögert nicht, ihn mit sehr menschlichen Fehlern auszustatten, auch hat er durchaus keine menscheitsbeglückenden Gedanken; er ist durch und durch Wissenschaftler. Er will Mittel finden, Epidemien zu bekämpfen, nicht so sehr, um die Epidemien aus der Welt zu schaffen, als weil es sein innerer Drang ihm heißt. Ob er Erfolg hat oder nicht, auch rein empirischen, wissenschaftlichen Erfolg, kommt für ihn sehr zweitlinig in Betracht.

Jene Europäer, die glauben, daß Amerika beeinflussbar durch Europa ist, sollten nicht versäumen, „Arrowsmith“ zu lesen und sich die stockige Gestalt des Martin und die lebendige der Leora einzuprägen. Sie werden mehr dadurch von dem wahren Amerika lernen, als durch dickbändige Abhandlungen. Es wird ihnen zugänglicher sein als in „Babbit“, obwohl es ihnen noch kaum sympathisch sein dürfte. Sie werden aber darin das finden, was in „Main Street“ gänzlich fehlte, was in „Babbit“ leise anklang, und was in „Martin Arrowsmith“ glüht: Der Gedanke an und der Wille nach Klarheit, Reinheit und Höhe.



# In amerikanischen Städten

## *Newyork im Sommer.*

Man könnte manches Panegyrikon auf Newyorks unbestreitbare Herbst- und Winterzauber schreiben. Aber Newyork im Sommer ist ein Ort, den der Amerikaner in einem Anfall flagellantischer Stimmung erfunden hat, um sich für seine Sünden zu strafen. Newyork im Sommer ist ein dampfender, zischender, brodelnder Höllensudelkessel, in dem die gesunden Wald- und Wiesen-Urinstinkte der Menschheit sich auf so und so viele Köpfe stellen.

Es hat 95 Grad Fahrenheit, das jedoch erschöpft die Situation nicht, denn die 95 Grad allein wären nicht so arg. Aber über der Stadt liegt eine Dunstkappe von Feuchtigkeit wie eine brütende Henne; liegt wie Gift in den Gliedern. Die Straßen sind Kanäle aus glühendem Metall, das Pflaster haucht einen an mit heißem Atem, der Teer zerrinnt einem unter den Sohlen, daß man wie in schmelzendem Schlamm tritt, der Sonnenglast um uns herum wie eine Ätherlava, aus einem immer blauen Himmel brechend – es ist merkwürdig, wie wenig Schatten Newyork hat, trotz seiner Wolkenkratzer. Und dieser Sonnenglast ist erfüllt mit Staub, Gewirr, Geschrei, Getute, mit Benzingestank und dem noch heißeren Atem der unzähligen Maschinen, die in unzähligen Autos die Straßen auf und ab fauchen.

In den Armen-Bezirken, wo die Leute eng aneinander wohnen, wimmelt das Pflaster von halb angezogenen, schlecht aussehenden, aber sonnenverbrannten Kindern, Wildfängen, die verwahrlost und schreiend einem mit schnarrenden Rollschuhen zwischen die Füße laufen, um die Abfallekannen herumtollen, die bis um 12 Uhr mittags hier übelriechend vor den Häusern stehen. Dann drehen sie wohl den Wasserhydranten auf, so daß im nächsten Augenblick die Gasse hinunter ein wilder Bach rauscht, der allein Schmutz mit sich reißt und in dem sich die armen Großstadtpflanzen kreischend vor Jubel werfen, dort, wo er sich am Gehweg zu einem kleinen See staut.

Schöner sind schon die Duschen, welche die City of Newyork für diese Bezirke mitten auf der Straße aufstellen läßt – reines Wasser strömt von oben und jeder kann sich darunterstellen.

Diese unerbitterliche Sonne über uns! Sie ist die Sonne Neapels. Und der Newyorker denkt nicht daran, das Prestissimo seines täglichen Lebens in der Glut der Hundstage auf ein schäbiges Allegro herabzudämpfen. Das Tempo bleibt, ob 20 Grad unter oder 95 Grad ober Null. Die bedauernswerte Männlichkeit hat fast insgesamt ihre Röcke an, auf der Straße nämlich, denn Traditionen sind schwer zu brechen in Amerika. Der Schweiß läuft ihnen übers Gesicht und die Haare kleben an den Schläfen – während die Herrinnen der Schöpfung in der Pikanterie der leichten Bekleidung ein übriges tun dürfen. Einer von allen reibt sich die Hände hinter seinem weißen, porzellanenen Kontor. Das ist der Verkäufer von Ice-cream, der Ausschenker von „soft-drinks“, als da sind: Limonade, Orangeade, Malzmilch, Eisschokolade, Eistee, Eiskaffee. Das bereifte Glas mit den schwimmenden Eisstücken – es ist das einzige, das Newyork zu vergeben hat im August. Newyork ohne Eiswasser, ohne Ice-cream, es gebe es ja gar nicht mehr, der Newyorker würde es nicht überleben. Eilig tritt er in den Laden, wirft seinen Wunsch hin und sein 10-Cent-Stück, stürzt das Wasser hinunter und rennt wieder hinaus, rennt einen anderen draußen an. Was ist dabei? Natürlich fühlt er die Hitze, aber sie dringt ihm nichts ins Mark. „’Tis going to be a hot one today!“ Er lacht. „Great town!“ Große Stadt! Es fällt ihm nicht ein, ungeduldig, mißmutig oder verärgert zu sein. Ist doch der Newyorker der geduldigste Großstädter des Globus.

In den sogenannten „rush-hours“, zwischen 1 und 2 Uhr und zwischen 5 und 6 Uhr, erreichen die Newyorker Tätigkeitsexzesse ihren Höhenpunkt: Menschen und Automobile in Knäulen und merkwürdigerweise geschieht trotzdem nichts, denn diese Menschen haben alle ihre Sinne wunderbar beisammen. Aus einer vergitterten, großen Öffnung in der Erde donnert es unterirdisch herauf, wie erdinnere Revolution – das ist die Untergrundbahn. Wehe den armen Seelen, die sich nun da unten drängen! Reden ist schwer; denn ober uns rattert, während all die drei Stock hohen Traversen des Hochbaues fröhlich-zynisch mitbrüllen, die Hochbahn, der *Elevated-train*, sonnenblumengelb bemalt flitzen die Waggons über unseren Häuptern dahin. Die an der Mündung der querenden Straße harrenden Wagenreihen beginnen plötzlich, aufgestachelt von einem ungeduldigen oder bloß lärmfrohen Chauffeur zu tuten, immer lauter, im Takt und mit der Begeisterung eines Saxophonbläusers auf einer Bauernhochzeit.

Ja, sagt man mir, das ist der Tat, aber der Abend –. Es ist Zeit zum Dinner und da man den ganzen Tag wegen der Hitze nichts gegessen, denkt man, daß man sich etwas schuldig sei. Außerdem hat man zwei Berliner hier, denen man Newyork begreiflich machen soll. Ausgerechnet Berliner in ausgerechnet August-Newyork! Eine tragische Situation und man kapituliert im vorhinein; erlebt aber doch das Beben einer leisen Hoffnung, als man in jenes Restaurant tritt, in dem man einst einen echten Milchrahmstrudel und echte Powidlknödel gegessen. Grabesstille und ein unbekanntes Kellnergesicht empfängt einen. Das Gemüse ist mindestens dreimal aufgewärmt und das Fleisch verbraten. Auf eine empörte Anfrage ein mildes Lächeln: Der Chef? – der fischt Forellen in der Traun; er hat ein Landgut im Salzkammergut, er kommt mit dem „Majestic“ anfangs September.

Die Berliner lächeln nicht und grinsen nicht, sie reden; das ist ärger, sie erzählen von Berlin, und da man doch schließlich Fremden gegenüber sich als ein Zehntel Newyorker fühlt und die Stadt nicht als einen Pappentier behandelt sehen will, wird man ganz klein und traurig; denn Newyork ist schon weggefegt vom Erdboden und Berlin steht da: eine Herrlichkeit. Küchenchefs haben dort offenbar keine Güter an der Traun.

Abend im Freien? Gibt's nicht, außer man will den sonst schönen Strand von Coney Island mit ein- oder zweihunderttausend von verschwitzten Menschen teilen. Es gibt nur zwei Restaurants, wo man im Freien sitzen kann. Das ist Claremont's am Hudson, wo man nur hingehen kann, wenn man sicher ist, daß ein Millionär bei der Hand ist, der die Rechnung zahlt; und das Kasino im Central-Park. Es ist nicht billiger, aber dafür hat man dort zum größeren Ergötzen der Gäste ein schönes, niedriges Dach über die Tische gespannt, damit sie den Himmel drüber und die Sterne und die Kronen der alten Parkbäume nicht sehen sollen, die im Dunkel der Nacht noch so frisch und schön ausschauen, als wäre es im Frühsommer, während am Tag ihr Grün schon grau und müde ist; und das Dach hat man behängt mit kurios entworfenen Lampen, die mit etwas abgedämpftem Licht eine interessante Scheickatmosphäre hervorzaubern, die ein dreigliedriges Damenorchester mit Jazz garniert. Denn die Leute tanzen! Tanzen, trotzdem die Nacht keine Kühlung gebracht.

Nein, Spaß beiseite, man kommt sich in dieser Höllenmaschine, die eine arbeitende, prustende, stinkende, stampfende Fünfmillionen-Stadt unter der drückenden Glasglocke einer fast tropisch feuchten Temperatur ist, oft genug vor wie ein Verdammter. Nein, eine Stadt mit fünf Millionen Einwohnern sollte nicht menschen erlaubt sein. Ein Gang durch jene Horde schreiender und im Schmutz badender Kinder müßte davon überzeugen.

## ***Die weiße Stadt.***

Im Frühling muß man dort sein und von Norden muß man kommen, wo die Knospen an den Ästen erst ahnungsvoll sich öffnen; aus Newyorks Babel, Wolkenkratzer-Pandemonium und Jazz muß man sich im teppichbelegten Salon-Pullman des „Congressional“-Zuges über wechselnd welliges Land, durch Pennsylvanias Hügel und Marylands Wiesen, hingeleiten lassen in die weiße Stadt.

Nur sechs Stunden sind es, aber du blickst in eine andere Welt. Schon im weiten, hohen, lichten Bahnhof wird dir zumute wie nur dann, wenn du weißt, es geht an ein Erlebnis. Die Menschen verschwinden in dieser Halle, in der unauffällig fortwährend Züge landen. Da ist nicht die tobende Fülle Chicagos, nicht die in allen Fibern durchpulste Erregtheit Newyorks, nicht die ein wenig schmutzige Trübheit Philadelphias. Aber da ist Würde und Besonnenheit. Durch das Gittertor schreitest du in die Halle, durch die Weite des Warteraumes am tackenden Telegraphen-Office der Western-Union vorbei vor die säulengeschmückte Rampe. Vor dir hebt man einem die Golfstöcke in den Wagen, aber der sich auf das Trittbrett schwingt, ist kein erfolgreicher Businessman in hellgrauen Pumphosen; hoch, schlank, Grazie in der Bewegung, Kultur auf jungem Gesicht, kleiner Schnurbart, wohl ein englischer Diplomat. Und neben dir schüttet das Tor es aus: ein, zwei, drei Dutzend voll: Rot, grün, blau unter halboffenen Mänteln, kleine Hüte auf gebobbttem (geschnittenem) Haar; ungeschickt geschneiderte Homespun-Sportanzüge, Mütze in der Hand die Gesichter offen, gesund, voll Erwartung; denn dies sind junge Leute einer Westerner Universität, die den Stolz ihres Landes besuchen kommen. Die sonst schwatzen und prusten würden wie ein Rudel Spatzen, sind in ungewohnte Würde gedrängt durch den Genius loci.

Nichts Unerwartetes zwar, das Columbus-Memorial vor dem Bahnhof; Columbus begleitet dich überall hin in Amerika, wie in Italien Dante, und dies ist nur recht und billig. Aber episch klar und breit der weiße Schwung der Marmorkurven, etwas zu massiv; doch diese Massivität bedingt vielleicht durch die breit ausladende Fülle von Grün und Weiß, in der die Strahlenstraßen sich verlaufen, die vom hohen Portico des Bahnhofes abzweigen. Kein Wolkenkratzer zerreißt dir da die Ruhe des Himmels darüber mit der betonenen Selbstherrlichkeit seines Streberdaseins, kein Schlot verqualmt dir deine Träume. Und schnurgerade vor dir eine riesige, schimmernde Kuppel, schwebend über jenem Grün, das noch so leuchtend hell ist, und doch schon durchglüht von der Seligkeit des Atems; das Kapitol. Denn du bist in Washington, der Hauptstadt des reichsten Landes der Welt.

Du steigst in einen der Wagen, deren Zahl in der Ausdehnung des Platzes sich verliert; sie sind nicht aufdringlich und marktlich wie sonstwo, nicht hastend gelb, wie die jagenden Taxi von Chicago und Newyork; aber weiß und schwarz. Du läßt den Mann fahren, fahren durch die Stadt. Er weiß Bescheid. Und wenn dir das Schicksal hold will, so hast du einen Freund zur Seite, damit er mit dir schweige und schaue, denn es ist eine schöne Stadt, dieser Augapfel eines jungen, stolzen und reichen Volkes. Wenn andere Städte dieses Landes da sind zum Geldmachen, wieder andere zum lauten Protzen, so ist Washington da, um schön, würdig und groß zu sein. Ein Tempelhain, darein die Nation ihre Ideale hängt. Und in diesem Sinne ist Washington besser repräsentiert durch die reichhaltige Welt im kleinen, welche die berühmte „Congressional Library“ ist, oder das „Smithsonian Institute“, als durch jenes Wahrzeichen der Republik, das große, kuppelgekrönte Haus, das Kapitol, in dem Senat und Kongreß residieren, und – manchmal auch – regieren. Vor allem aber durch das Haus, zu dem 1792 der Ahnherr der Stadt und des Staates, George Washington, den Grundstein gelegt: Das weiße Haus, die Residenz des jeweiligen Präsidenten der United States. In der vollendeten Simplizität seiner architektonischen Linien und Anlage ähnelt es dem berühmten Landhaus Washingtons in Mount Vernon, zu dem man von der Stadt aus pilgert, übertrifft es aber natürlich weit an Ausdehnung. Hinter den mächtigen Gittern auf Pennsylvania Avenue, wo die offizielle Auffahrt ist,

stehen hohe Bäume, aber durch deren Stämme, über den Rasen hinüber, sieht man die Wagen vor die Rampe fahren. Den schönsten Anblick aber gewährt es von Süden. Den Park des Weißen Hauses umgehend, biegest du um die Ecke der Fünfzehnten Straße und hast links den Mall, eine unabsehbare Parkanlage mit saftigem englischen Rasen, schön gekurvten Fahr- und Gehwegen, mit Blumenbeeten und Monumenten; darin steht wie viele Schlösser, herrenhaft exklusiv, in eindrucksvoller Architektur, und doch hier für alle, jenes einzigartige Institut mit seinen Trabanten und Disziplin – auch das Nationalmuseum gehört dazu – das nach der Weisung des Halbamerikaners Smith geschaffen wurde, der im Jahre 1826 sein Vermögen der Gründung einer Institution hinterließ, die dienen soll „der Vermehrung und Verbreitung des Wissens unter der Menschheit“. Ein wahrhaft humaner und im edelsten Sinn amerikanischer Grundsatz. Im Vorbeifahren ahnst du die Gebäude hinter den Kronen, du siehst sie nicht. Aber du siehst da einen mächtig hohen Obelisken; nein, es ist nicht Kleopatras Nadel, denn die steht im Central-Park in Newyork. Dieser da ist auch viel gewaltiger als die schlanke Ägypterin und viel, viel höher; 500 Fuß hoch. Und weil ein leichter Mairegen durch die Luft sprüht, ist der Kopf der Pyramide mit einem feinen Schleier umhüllt, als schäue er in die Wolken. Es ist Washingtons, des Ahnherrn, Monument. Du schaust und befiehlst dem Mann langsamer zu fahren und da stäubt es Tropfen über dein Gesicht beim offenen Fenster herein, denn im Übermut der jungen Säfte neigen sich die Äste so tief herab. So wendest du den Kopf nach rechts und sitztest gebannt, denn dies ist schön und diese Stelle, von allen Seiten, ist eine der vollendetsten der Welt. Hier schwingt sich der herrliche Rasen in elliptischen Terrassen langsam empor, während die grünen Wellen der Bäume zur Seite weichen, wie von Gottes Hand geteilt, und so, auf sachter Himmelsleiter, schimmert es von oben in säulengetragener Weiße: Das Weiße Haus. Es sieht klein von hier aus und fast ungreifbar, wie ein Traum. Der Traum von dem, was das Volk sich ersehnt von des Volkes Regierung, wie es Lincoln in die unsterblichen Worte geprägt: „A government of the people, by the people, for the people“ (Eine Regierung des Volkes, durch das Volk, für das Volk).

Ein paar Schritte nur vom Kapitol ist die Bibliothek des Kongresses, in Wahrheit eine Vision in Stein. Die äußeren Mauern sind weißer Granit und im Stile ist man hier von der herrschenden Form des griechischen Tempels abgewichen zur italienischen Renaissance. Die Sammlungen, die sich hier befinden, sind die drittgrößten der Welt. Sie sind bewahrt in unzähligen Regalen, die strahlenförmig – und durchkreuzt von Galerien – von der hohen Mittelrotunde ausgehen, in der die Lesepulte stehen. Um den Hals der Rotunde, hoch oben, läuft eine Galerie und hier stehen in überlebensgroßen Figuren repräsentative Geister der Menschheit rund um die Balustrade, ihre Botschaft gleichsam hinaus-schickend über die Lesenden unten, die wie kleine, dunkle Fliegen auf den breiten Eichenbänken hocken. Die Schönheit der Rotunde ist erbaut aus einer Kombination des dunklen Marmors von Tennessee mit dem roten von Numidien und dem ins Gelbliche spielenden von Siena, während die Kuppel aus Kupfer belegt ist mit Girlanden von Stucco-Figuren aus altem Elfenbein und Gold.

Zu diesem Sanktum ist die enorme Stiegenhalle gedacht als würdiges Entree; ist eine Sinfonie aus Carrara-Marmor in fliehenden Stufen, Säulen und Skulpturen; Mosaik und al Fresco; Gemälden und Statuen. Die alle erzählen die Geschichte der Menschheit, die Träume der Menschheit, die Taten der Menschheit. Was Mythologie, Geschichte, Religion, das tägliche Leben für uns birgt, es belebt diesen Raum in symbolischen Gestalten. Fast zuviel der Glanz, fast zu groß die Fülle des Beschworenen. Aber getragen und geadelt das Ganze durch den Gedanken, der es geschaffen: die Welt des menschlichen Geistes in die vier Wände eines Gebäudes zu schöpfen. Du möchtest hier stehen und staunen, hier forschen und finden. Aber draußen wartet die Stadt.

Alles ist hier gemäßigt und doch eindringlich, repräsentativ. Sogar die elektrische Straßenbahn, diese Proletarierin der Straße, fügt sich dem Bilde, läuft so leicht und hastlos und halbgefüllt, als wär's zu ihrem

eigenen Vergnügen. Des Fluches der Hochbahn bedarf Washington nicht, hat es doch keine halbe Million Einwohner. Dazwischen schwärmen die weißen Gesellschaftsautos mit Ladungen von „sightseers“ (die Schau-Sehenden), meist Besucher aus den Staaten. In Newyork sind diese wie Ungeheuer, die tutend und ungestalt sich durch den Verkehr keilen, aber hier laden sie zur Fahrt wie weißbesegelte Boote. An den Kreuzungen der Straßen steht der Wachmann auf einem eingefriedeten Bretterpodium unter einem großen Schirm: Kopf und Füße beschützt ihm die Stadt wohl vor dem Frühlingsregen. Und die Läden auf der Vierzehnten Straße und auf Pennsylvania Avenue, den Hauptverkehrsadern, sind freundlich und scheinen ganz und gar für den Käufer da zu sein und nicht im lauten Geschrei des sich Plakatierens für die Gier des Verkäufers. Die Hotels stehen unauffällig und selbstverständlich im Stadtbilde, die ruhige Eleganz des Shoreham, entfernt an Meißl und Schadn erinnernd, das neue Willard, dessen tausend Zimmer, prächtige Lobbies und Gesellschaftsräume untergebracht sind in einem Bau, der weder monumental die Straße bedrückt, noch die Linie zerreißt. Fast aus dem Stil Washingtons fallend nur das riesige Wardman Park-Hotel im Cottageviertel, das man das größte Hotel Amerikas nennen könnte – wenn man mit Superlativen dieser Art hier nicht vorsichtig geworden wäre: denn es ist immer noch irgendwo ein größeres.

Und an allen Ecken und Enden Restaurants und niedliche Teehäuser, welche die übliche Ausstellung appetitlicher Gerichte in der Auslage verschmähen und hinter weißen Vorhängen in getäfelten Zimmern eine angenehme Stunde verheißen. Daß der Kellner dich, den Fremden sofort erkennend, mit Französisch anredet, hat nichts zu sagen, denn die Kellner in den guten Restaurants Amerikas sind fast alle Franzosen oder Deutsche resp. Österreicher; aber es fällt dir da plötzlich ein, woran dich diese Stadt manchmal erinnert: An Paris. Aber freilich nur manchmal, denn sie ist zu tiefst und zu echtst amerikanisch. Und dessen denkst du ein bißchen geärgert, denn du weißt, daß du deine demi-tasse nicht im Kaffeehaus wirst nehmen können, die Zeitungen der Welt gustierend durchblättern, über ein Gläschen Chartreuse hinüber die Grazie der Dame am nächsten Tisch mit jenem angenehmen Gefühl anerkennend, das den Gourmets des Lebens vorbehalten ist, nach einem zufriedenstellenden Mahl in guter Umgebung und kongenialer Gesellschaft. Nein, ein Kaffeehaus gibt es auch in Washington nicht – denn ein coffee-house ist noch lange kein Kaffeehaus. In dieser Hinsicht unverbesserlicher Europäer, nimmst du die Rundfahrt in deinem Wagen wieder auf, trotz Washington nun ein wenig flau, da dir ,dem Stimmungsmenschen, die Essenz der Minute die Reinheit des Trankes zu trüben, oder – zu befeuern vermag.

Alle diese unwahrscheinlich weißen Gebäude, mit den Anklängen an griechische Tempel in der Architektur und hingestreut wie von Götterhänden in die Üppigkeit der Parkanlagen: *Pan-American Building, Building of the Daughters of the Revolution, Red-Cross Building, Scottish Rite Temple* etc., sie alle sind in Stein verkörperte Ideen: Humanitätsgedanken, nationale Ideale. Dann ein paar alte Häuser in der dunklen Patina der Geschichte: der Ziegelrohbau, den Commodore Stephen Decatur errichten ließ, von dem der so viel mißbrauchte Ausspruch stammt: „*My country may she always be right; but my country, right or wrong*“ (mein Land, mög' es immer im Recht sein; jedoch, recht oder nicht recht, es ist mein Land), und der das kleine, würdevoll-einfache Haus vom Keller bis zur Dachstube füllte mit Geschenken fremder Potentaten und Kuriositäten aus allen Himmelsrichtungen. Ihm gegenüber eines der besten Denkmäler Washingtons, das des preußischen Barons und Generals Steuben, der Soldaten einexerzierte im Befreiungskriege. Fords Theater, dunkel und trübig, wo der wahnwitzige Booth Abraham Lincoln erschöß und das Haus gegenüber, wo Lincoln einige Minuten nachher gestorben. Dann durch die *Residential Section* (den Wohnbezirk) – viele, viele Einfamilienhäuser und die Straßen alle tief im Schatten der breitkronigen Ahornbäume, wohl ein Segen im Sommer, denn Washington ist unerträglich heiß. Die fremden Legationen mit den Wappen über der *porte cochère*; und da eines, ein einziges, das mit dem herausfordernden Reichtum seiner Anlage – in der Weise: wir haben's, so soll man es auch merken! – das Bild stört: Mrs. Hendersons englisches Schloß, in dem sich,

gewiß neben anderem Praktischen und Ersprießlichen, ein herrlicher Badeteich befindet, zu dessen Benützung Mrs. Henderson, die natürlich nie da ist, außer während der kurzen Saison, Mrs. Coolidge und die Damen der Kabinettsmitglieder freundlichst geladen hat. Mrs. Henderson war es auch, die eine schräg gegenüber stehende Stilvilla dem Vize-Präsidenten der Wilson-Administration zur Verfügung stellte, welches Privilegium dieser hohe Beamte des reichsten Landes des Globus mit der nicht wenig sarkastischen Begründung abgelehnt hat, daß ihm sein Einkommen solch einen Haushalt nicht gestatte.

Wo die Rasengründe des Kapitols sich zum Potomac senken, steht ein Parthenon; Stufen fliehen hinauf zur Majestät der Säulen, ein hoher Eingang, drinnen in einem weiten, weißen marmornen Vakuum nichts als die viel überlebensgroße Figur des Edel-Amerikaners, des Erz-Amerikaners: Abraham Lincoln. Um den Tempel herum keine Gebäude, keine Bäume: Freiheit. Wenige Schritte davon der rollende Strom, der historische Fluß der Amerikaner, der Potomac. An diesem entlang fliegst du nun auf dem herrlichen „speedway“ (Eilstraße) durch Potomac Park und du siehst die Straße eingefaßt mit den lieblichen japanischen Kirschbäumen, die noch alle in Blüte stehen. Zwar sind schon viele müde zur Erde geflattert, die Straße bedeckend mit rosigen Schmetterlingsflügeln. Ein paar Fuß davon der Potomac, geschwellt heute durch die Frühlingsfluten, breit, mächtig. An der schmalen Uferböschung hat man dunkeläugige Iris gepflanzt und vielfarbige Tulpen: sie sind halb unter dem ziehenden Wasser, das durch die hohen Stengel streicht und sie kosend bewegt. Der historische Strom, die Poesie der Blüten, die stupende Modernität der Straße, auf deren Makadam man dahinfährt, wie auf Samt – es prägt sich dir zur Erinnerung.

Links hast du nun die weitgedehnten Gründe, die der Staat seinen zahlreichen Beamten hier als Golfplatz zur Verfügung stellt, rechts, von jenseits des Flusses, reckt es sich nadeldünn: Die Marine-Radiostation. Dort ist man schon im Staate Virginia, jener ersten Kolonie, die Walter Raleigh für die Virgin queen Elisabeth in Besitz genommen. Und dort, nur durch die lange Brücke getrennt, ist der große Nationalfriedhof: *Arlington Cemetery*. Man mag über die amerikanischen Friedhöfe sonst welche Meinung immer haben – Arlington bekehrt einen fast zu ihrem System, das aber freilich in armseligen Friedhöfen in nichts als jammervolle Nachlässigkeit ausartet. Es ist ein Hain mit Hügeln und Bäumen und Rasen und Steinen; vielen Steinen; Monumenten; auf der Höhe das Arlington-Amphitheater mit dem Grab des unbekanntenen Soldaten; hier steht auch noch Arlington-Mansion (Villa), die das Wohnhaus – freilich gab es damals noch keinen Friedhof, denn es gab auch kein Washington – der Martha Custis gewesen, die sich Commodore George Washington eines Tages hinüberholte in sein Haus auf Mount Vernon. Vor der Arlington-Mansion aber war er gestanden und hatte den prächtigen Blick auf den Potomac hinunter genossen, über dessen Eis er im Winter sein Heer unter unsäglichen Schwierigkeiten geführt, und hatte diesen Punkt erwählt für die Hauptstadt des befreiten Landes.